



**Frank Castorf und Peter Simonischek über die Krise des Burgtheaters**

Interviews Seiten 37 und 39



**Jungpolitiker zwischen Rebellion und Anpassung**

Seite 13, Kommentar Seite 48

**FH Technikum Wien**  
**OPEN DAYS**  
21. und 22. März 2014  
[www.technikum-wien.at](http://www.technikum-wien.at)

Bezahlte Anzeige

**WAS WOLLEN WIR?**

Der Künstler Julian Palacz beschäftigt sich mit maschinell angehäuften Daten, etwa aus Überwachungsvideos oder Suchmaschinen: Hier ein Werk aus der Serie „Suchergebnisse 2nd Edition“.

Foto: Julian Palacz



**Eine Erfindung, die die Welt veränderte**

Seit 25 Jahren gibt es das World Wide Web, das für Millionen von Menschen die zentrale Informationsplattform ist. Wir nehmen diesen Geburtstag, der am 12. März gefeiert wird, zum Anlass, um in dieser Schwerpunktausgabe die dadurch ausgelösten rasanten Veränderungen darzustellen. An der von Lisa Nimmervoll redaktionell verantworteten und von Simon Klausner grafisch gestalteten Ausgabe arbeitete auch der Künstler Julian Palacz mit.

Alexandra Förderl-Schmid, Chefredakteurin

[derStandard.at/www25](http://derStandard.at/www25)

## HEUTE

### Kopf des Tages

Vor 25 Jahren hat der britische Physiker und Informatiker Tim Berners-Lee am Cern das World Wide Web begründet. **Seiten 3, 48**

### Weiter Krise auf der Krim

Die Spannungen zwischen der EU und Russland nehmen zu, und Obama fehlt die Zuversicht gegenüber Ex-KGB-Mann Putin. **Seiten 6, 7**

### Grassers Geldgeschäfte

Der Vermögensberater von Karl-Heinz Grassers Schwiegermutter schilderte in einer Einvernahme, wie alles begann. **Seite 25**

### Wohnen ab April teurer

Die Kategoriemieten steigen österreichweit um gut fünf Prozent, Richtwertmieten im Schnitt um 4,6 Prozent. **ImmobilienStandard S. 12**

### Zitat des Tages

„Das ist in einer Notsituation so gemacht worden.“

Erwin Prölls Sprecher über die Blaulichtfahrt durch die Rettungsgasse. **Seite 21**

## STANDARDS

Sport . . . . . 22, 23  
Kommunikation, Blattsalat . . . 41  
Veranstaltungen . . . . . 42  
Kino . . . . . 42, 43  
TV, Switchlist . . . . . 44, 45  
Kolumne Hans Rauscher . . . . 46  
Rätsel . . . . . A8  
Sudoku . . . . . K10  
Wetter . . . . . 17

Westen: +2 bis +12°  
Süden: +2 bis +13°  
Osten: +4 bis +12°

**Nachrichten in Echtzeit auf [derStandard.at](http://derStandard.at)**



9 025200 025067

# 73 Prozent sagen: Internet brachte mehr Überwachung

## Umfrage: Ein Drittel befürwortet Kontrolle sozialer Netzwerke

Linz – Beinahe drei Viertel der österreichischen Wahlberechtigten gehen davon aus, dass das Internet mehr Überwachung der Bürger bewirkt hat – aber diese Überwachung findet auch breite Akzeptanz. Das ergab eine Market-Umfrage für den STANDARD.

Market-Studienleiter David Pfarrhofer: „Es kommt natürlich darauf an, wer zu welchem Zweck beobachtet, mitliest und überwacht. Die Bekämpfung von Kinderpornos ist ein allseits akzeptiertes Argument, nur jeder Fünfte meint, dass das bloß ein Vorwand für andere Überwachung sein könnte.“ Der österreichischen Polizei trauen 80 Prozent

zu, den Persönlichkeitsschutz Überwacher zu respektieren.

Als gerechtfertigte Überwachungsmethoden nennen 33 Prozent die Auswertung sozialer Netzwerke, 20 Prozent das Abhören von Telefongesprächen, und 14 Pro-

zent halten die Überwachung des E-Mail-Verkehrs für gerechtfertigt und akzeptabel.

Gesundheitsdatenbanken würden nur zwölf Prozent überwachen lassen, die Briefpost acht Prozent. (red) **Seite 14**

## Zum Internationalen Frauentag

„Sprung in der Glasdecke“ für saudi-arabische Frauen **Seite 9**

Schleppender Weg zur Gleichberechtigung in Japan **Seite 10**

Ums Haushaltsbudget kümmern sich meist Frauen **Seite 35**

Margaret Atwood über Hierarchien und Feminismus **Seite 38**

Petra Stuiber: Überforderung und Gewalt **Kommentar Seite 48**

Das Web hilft und gefährdet Frauen im Job im **KarrierenStandard**

## Puber

„Puber“ ist verhaftet. Die Polizei hat eh schon länger gewusst, wer er ist und wo er wohnt, sie war vor ein paar Monaten sogar schon einmal bei ihm und hat ihm gesagt, er solle mit seinem strafbaren Tun aufhören. Er konnte aber nicht, weil er so einen Drang gehabt hat. Sagen zumindest seine Mitbewohner.

„Puber“ ist übrigens ein Schweizer, der nach dieses Pseudonym mindestens ein paar hundert-, vielleicht sogar über tausendmal an Hauswände, Eingangstüren und auch über andere Graffiti (drüber-)gesprüht hat (die „Szene“ ist deshalb nicht gut auf ihn zu sprechen). Schaden: ein paar Hunderttausend Euro. Motiv: Er wollte laut Eigenaussage überall seine Spur hinterlassen. Damit ist das

Thema „Graffiti in der Stadt“ aber nicht ausdiskutiert.

Es gibt die manischen Wiederholungen von „Puber“. Dann gibt's wilde, bunte, figurative Graffiti, oft im Riesenformat, die manchmal wirklich was von Street-Art haben, zum Beispiel an den Wänden des Donaukanals. Es gibt aber auch viel banales Gekrakel. Talentlos, aber aufdringlich. Und das ist meist an frischrenovierten Altbauten. Oder an einem denkmalgeschützten Jugendstilensemble wie im Wiental beim Stadtpark.

## RAU

Und dann gibt's noch eine Kleinigkeit: Manche Flächen wurden ja zum Sprayen freigegeben (Donaukanal) – aber andere Mitbürger wollen seltsamerweise nicht, dass man ihre Häuser ungefragt ansprach.

## Wiener stimmen für Verkehrsberuhigung der Mariahilfer Straße

Wien – Das monatelange Ringen um die Verkehrsberuhigung der Mariahilfer Straße fand am Freitag ein Ende. 53,2 Prozent der Bewohner von Mariahilf und Neubau sprachen sich bei der Bürgerbefragung dafür aus. Eine Mehrheit fand sich außerdem für das Radfahren in der Fußgängerzone und für die Öffnung von Querungen, von der sich die Bezirksbewohner eine Entlastung der umliegenden Straßen erhoffen.

Verkehrsstadträtin Maria Vassilakou (Grüne) gab sich in einer ersten Reaktion am Freitagabend sichtlich erleichtert, für sie sei „Ostern und Weihnachten zusammen“. Die direkte Demokratie habe sich als „harter, aber spannender Weg“ herausgestellt, befand sie. Der Umbau beginnt im Mai und soll rechtzeitig zu den Gemeinderatswahlen im Herbst 2015 abgeschlossen sein. (red)

**Seite 17, Kommentar Seite 48**



## Spurlos im Schnee.

Es war höchst bizarr: Gernot Bigge saß ohnmächtig und blutüberströmt in seinem verschlossenen C-Klasse Mercedes, mitten auf einem Hochgebirgsplateau und umgeben von einer unberührten hohen Schneedecke. Kommissar Dietmar war zu Hilfe gerufen worden und hörte dem Notarzt zu: „Ich zähle 62 kleine Wunden in 10 verschiedenen Formen in Bigges Körper. Der Blutverlust hat ihn geschwächt, er wurde bewusstlos, kommt aber durch.“

Doch wer tat ihm das an, und wie konnte der Täter aus dem geschlossenen Wagen entkommen und keine Spuren hinterlassen? Kommissar Dietmar sah auf dem Rücksitz einen offenen Käfig mit kräftigen grauen Haaren darin und erblickte den Autoschlüssel, der neben Bigges Hand lag. Er überlegte kurz und sagte dann: „Das ist ein scheinbar unmögliches Attentat, an dem ich aber nicht lang zu knabbern hatte.“ Können Sie die spurlose Tat rekonstruieren?

Im Käfig waren 10 Ratten, die sich betreten wurde ohnmächtig. Nächster Fall: 05.04.2014



## 25 Jahre WWW und wie es die Welt veränderte



▲ „Surveillance Studies #1“: Für seine „Überwachungsstudien“ untersucht der junge österreichische Künstler Julian Palacz einminütige Videos von Überwachungskameras mithilfe eines Computeralgorithmus auf sich bewegende Objekte wie Personen, Autos oder Fahrräder. Die gesammelten Daten der Objekte in Bewegung werden mit feinen schwarzen Linien auf Transparentpapier illustriert, die Bewegung im Video wird destilliert. Im Ausstellungskontext zeigt ein kleiner Monitor zusätzlich das Originalvideo. Foto: Julian Palacz

## Die Mächtigen zum Selfie zwingen

25 Jahre alt, überwacht, zensuriert, und jeder Schritt wird gespeichert. Dem World Wide Web geht es nicht so gut. Aber es gibt Hoffnung: Die Netzbürger könnten den Spieß umdrehen und die Autorität über das Web zurückgewinnen.

Alois Pumhösel

Eigenhändig Fotos von sich schießen und sie an alle Freunde und sonstige Menschen, die einem über den Weg laufen, verteilen: Vor 25 Jahren wäre diese Handlung, außer vielleicht einigen Mochtegern-Popstars, kaum einem Menschen als sinnvoll erschienen. Heute ist das anders. Selfies erscheinen in sozialen Medien als legitimes Mittel jugendlicher Selbstinszenierung. Die Demokratisierung des Star-kults wird in Medien zum Hype erklärt, Kultureinrichtungen künden Selfies zum Wort des Jahres, und Wissenschaftler finden heraus, dass in São Paulo besonders viele fröhliche Brillenträger Selbstporträts anfertigen.

Das narzisstische Potenzial für die kokette Selbstpräsentation war wohl schon vor Instagram und Smartphone vorhanden, die Vernetzungstechnik hat ihm nur die passenden Möglichkeiten vermittelt. Und das ist es, was das World Wide Web im Grunde mit uns macht. Es gibt uns Möglichkeiten, uns auszudrücken und uns neu einzuordnen. Es stellt einen offenen Kommunikationsraum zur Verfügung, in dem sich die Menschen so darstellen können, wie

sie gerne sein wollen. Gleichzeitig verhilft das Netz dazu, individuelle Schranken zu überwinden. Es ermöglicht wirtschaftliche, wissenschaftliche und kreative Zusammenarbeit in bisher unbekannter Effizienz. Selbst Papst Franziskus hält es wörtlich für „ein Geschenk Gottes“.

Plakatives Beispiel: Wikipedia. Man mag sich über Fehler und einseitige Darstellungen auf dem Wissensportal ärgern. Aber dass Menschen überall auf der Welt versuchen, das verfügbare Allgemein- und Fachwissen frei und strukturiert abrufbar zu machen, verändert Bildung, Arbeitspraxis und Alltagsdiskurse in hohem Maß. Der Web-Datendienst Alexa reihet Wikipedia auf Platz sechs der weltweit bestbesuchten Websites, geschlagen nur von Suchmaschinen, Facebook und YouTube.

### Macht über die Daten

Die Menschen weben aber auch ihre Schwächen in das gemeinsame Netz ein. Und dabei ist nicht die Schwäche für Katzen gemeint. Das Machtstreben politischer und marktwirtschaftlicher Komplexe profitiert von der neuen Grenzlosigkeit. Das Internet ist kein moralischer Ort. Seine Grenzen sind nicht durch guten Geschmack

oder soziale Akzeptanz definiert, sondern durch die Möglichkeiten der Technik, im geringeren Maß der Justiz. Was gemacht werden kann, wird gemacht. Datenakkumulation durch Konzerne für eine wirtschaftliche Verwertung. Erledigt. Überwachung des globalen Nachrichtenverkehrs im Dienste nationaler Interessen. Kein Problem. Zensur nationaler Datenströme samt „großer Firewall“ rund um beinahe eineinhalb Milliarden Einwohner. Ist gemacht.

Dass da etwas grundlegend schiefläuft, glaubt auch Jaron Lanier. Der Computer-Pionier macht sich auf volkswirtschaftlicher und philosophischer Ebene Gedanken zur technischen Evolution. Einer seiner zentralen Punkte ist die Kritik der Gratiskultur im Web. Für ihn betrifft das nicht nur die Werke der Open-Source-Bewegung. Im Zeitalter von Big Data scheffeln Konzerne allein durch ihre schiere Rechenpower ihr Kapital, sagt er. Wenige schlagen Profit aus vielen.

Wenn wir schon unsere persönlichen Daten hergeben, um uns mit ihrer Auswertung manipulieren zu lassen, sollten wir zumindest dafür bezahlt werden. Die laufende Technologiewende werde ohnehin die Mittelschicht ihre Jobs kosten und sie zu Konsumenten ohne Einkommen deklassieren. Aber auch dem kollektiven und anonymen Schaffen an Wikipedia steht Lanier misstrauisch gegenüber: „In der Wikipedia-Welt bestimmen jene die Wahr-

heit, die am stärksten besessen sind“, sagte Lanier einmal zum *Spiegel* (siehe auch Buchrezension im ALBUM Seite A 11).

Big Brother ist also immer dabei, und „Wenn du nicht dafür bezahlen musst, bist du das Produkt“ hat offenbar das Zeug zum Leitpruch einer Epoche. Es scheint, als schlittere die Welt in eine Machtkonstellation, die nicht mehr mit herkömmlichen Formen des Aufbegehrens ins Lot gebracht werden könnte. Fix ist, dass technisches Wissen für die Weltveränderung von Vorteil ist – siehe Edward Snowden.

Im Kampf um die Herrschaft über die Information stehen dem Bürger aber durchaus Mittel zur Verfügung, um kräftig mitzumischen. Dazu gehört eine Organisationsfähigkeit, mit der starre politische Systeme, die sich nicht um die neue technikgetriebene Kultur kümmern, nicht mehr mitkommen. Ägyptens Ex-Präsident Hosni Mubarak, dem nichts anderes einfiel, als das Internet bei Protesten abzuschalten, kann ein Lied davon singen.

Zudem können nicht nur staatliche Organe die Bürger durchleuchten. Eine organisierte Zivilgesellschaft kann den Spieß umdrehen. Konzepte wie Open Government und Open Data zeigen Strategien für mehr Transparenz und direkte Demokratie. Wenn Budgets und Entscheidungsprozesse offenliegen, wird der korruptionsgeneigte Amtsträger in seine Schranken verwiesen.

Der US-Rechtsprofessor und Vordenker einer Free-Software-Bewegung Eben Moglen glaubt, dass man die Überwacher und ihre technischen „Informanten auf jeder Party“ durch eine Dezentralisierung des Netzes vertreiben könnte. Freie Software, benutzerfreundliche Miniserver für jedermann und dezentrale Social-Media-Konzepte wie Diaspora sollen Privatsphäre und Meinungsfreiheit sicherstellen.

### Grenzenlose Wirtschaft

Es passt nur zu gut, dass das Konzept für ein weltumspannendes Informationsnetz 1989 erdacht wurde, in jenem Jahr, in dem mit dem Kalten Krieg eine alte Weltordnung ihr Ende fand. – Auch wenn die Entwicklung der technologischen Grundbausteine, auf denen das Web basiert, bis in die 1950er-Jahre zurückreicht. Das WWW entwuchs schnell der anfänglich akademischen Nutzung und wurde zum Hoffnungsträger einer grenzenlos liberalen Weltordnung – und einer dem Zeitgeist entsprechenden wenig regulierten Wirtschaft.

Eine Dotcom-Bubble, endlose Urheberrechtsdebatten und einen monumentalen Überwachungs-skandal später ist das Leben im Web um einiges komplizierter geworden. Die Enttäuschung über den Missbrauch führt aber im besten Fall in eine zivilgesellschaftliche Neuinanspruchnahme des WWW. Idealerweise ist das ein Platz, wo sich die Macht über die Informationsflüsse nicht auf wenige konzentriert. Außerdem kann man Selfies posten.

WAS WOLLEN WIR?

Die Erfindung des World Wide Web

# „Wir kratzen an der Oberfläche dessen, was das Web könnte“

Am 12. März 1989 veröffentlichte Tim Berners-Lee am Kernforschungszentrum Cern einen Vorschlag, wie man via Web miteinander kommunizieren könnte. Das war die Basis für das World Wide Web, das nach Einschätzung seines Erfinders noch viel Potenzial hat.

Alexandra Förderl-Schmid

Es sollte eine Lösung für das Kommunikationschaos am Kernforschungszentrum Cern werden: Der Informatiker Tim Berners-Lee beschrieb in 30.000 Zeichen das Problem der Mitarbeiter am Cern, dass „Informationen über komplexe Probleme verlorengehen“, und schlug „eine Lösung basierend auf einem Hypertext-System“ vor. Wie das aussehen soll, skizzierte er. Was der gebürtige Brite am 12. März 1989 unter dem bescheidenen Titel *Informationsmanagement: Ein Vorschlag* veröffentlichte, war der Grundstein für das World Wide Web, jenen Teil des Internets, den die meisten heute benutzen.

Dabei sollte eigentlich nur ein System zum Austausch von Infor-

mationen zwischen Wissenschaftlern aufgebaut werden, das Wissen nicht nur archiviert, sondern auch anderen zur Verfügung stellt und als Kommunikationsplattform dient.

Was heute alltäglich ist, war damals revolutionär. In den folgenden Jahren widmete sich der studierte Physiker der Umsetzung des Konzepts World Wide Web und entwickelte HTML, die Hypertext Markup Language. Später kam noch HTTP (Hypertext Transfer Protocol) dazu.

Er nutzte als Basis dafür ein kleines Programm namens Enquire, das er selbst 1980 bei seinem ersten Aufenthalt am Cern entwickelt hatte. Er koppelte die Hypertext-Idee mit bereits existie-

renden Techniken wie dem Transmission Control Protocol und dem Domänen-Namenssystem. Bis dahin war ein zehnstelliger Code notwendig, um Computer am anderen Ende der Welt anzuwählen.

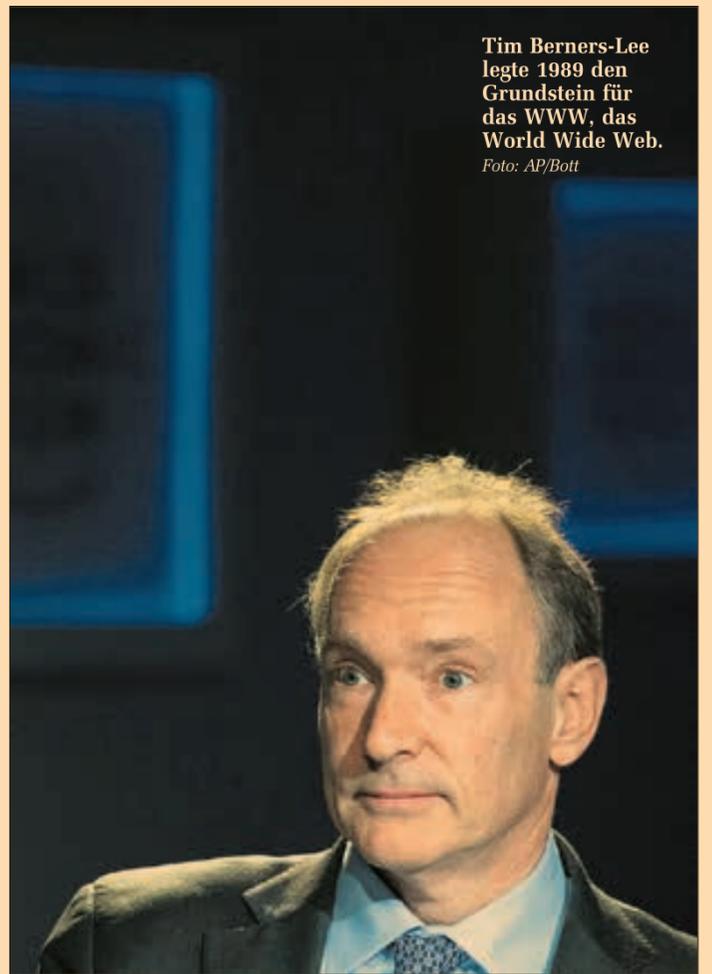
Von Anfang an trat Berners-Lee dafür ein, dass eine offene, erweiterbare und kostenlose Infrastruktur geschaffen werden müsse: „Von Menschen lesbare Informationen, die ohne Einschränkungen verknüpft werden können“, schrieb er in seinem Aufsatz im März 1989. Durch eine einheitliche Adressierung sollte jedes Dokument im Web von jedem Zugangspunkt aus dank eines einheitlichen Übertragungsstandards abrufbar sein.

Just am Heiligabend 1990 legte der Brite mit *info.cern.ch* den ersten Webserver der Welt an. Am 17. Mai 1991 schaltete Berners-Lee die erste *www*-Anwendung frei. World Wide Web nannte der Physiker sein Projekt deshalb, weil er davon ausging, dass noch weitere Computer rund um den Globus dazukommen würden.

Am 6. August 1991 wies Berners-Lee seine Cern-Kollegen auf seine Arbeit hin: „Das *www*-Projekt wurde gestartet, um es Teilchenphysikern zu ermöglichen, ihre Daten, Neuigkeiten und Dokumente auszutauschen. Wir sind sehr daran interessiert, das Web auf andere Bereiche auszudehnen und weitere Server an unser Netz anzuschließen, die für andere Daten sorgen. Alle, die mitarbeiten wollen, sind willkommen!“

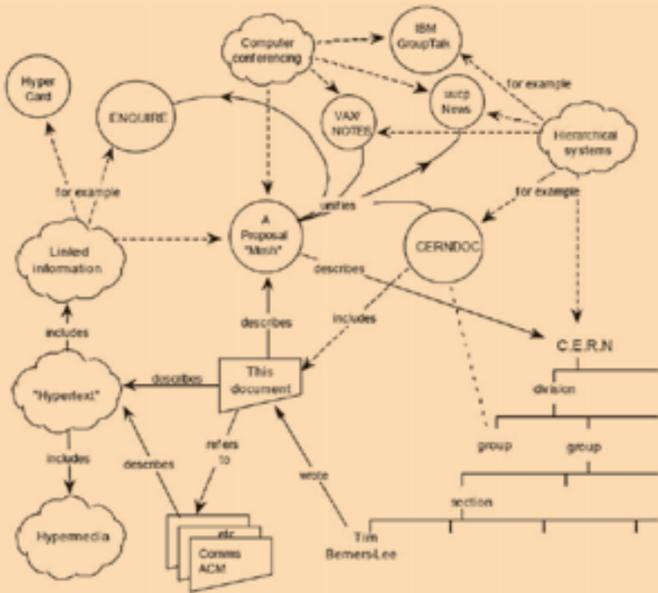
### Kostenloses Projekt

Er bat seine Kollegen explizit um Rückmeldungen: „Falls euch der Code interessiert, schickt mir eine Mail. Es kostet nichts.“ Später entschuldigte sich der Brite in einem Artikel in der *Times* öffentlich dafür, dass die Schrägstriche am Beginn jeder Website (<http://>) eigentlich unnötig seien.



Tim Berners-Lee legte 1989 den Grundstein für das WWW, das World Wide Web. Foto: AP/Bott

**WAS WOLLEN WIR?**



Zwei Jahre später entwickelte ein Student namens Marc Andreessen einen benutzerfreundlichen Browser. Seither hat das Web überall Einzug gehalten.

Berners-Lee hätte mit seinem Vorschlag zum Informationsmanagement vermutlich Milliarden verdienen können. Aber von Anfang an vertrat er die Philosophie: „Das Web muss universell zugänglich sein.“ Jede Form der Zugangsbeschränkung lehnt Berners-Lee, der inzwischen Direktor des World-Wide-Web-Konsortiums ist, konsequent ab.

Auf die Frage des STANDARD, ob er mit dem, was aus seiner Ursprungsidee geworden ist, zufrieden sei, antwortete der Brite: „Wie bei den meisten der über 20-Jährigen: Das volle Potenzial beginnt sich erst zu entwickeln. Das Web hat als radikal offene, dezentrale und egalitäre Plattform begonnen,

die Welt zu verändern. Wir kratzen noch immer an der Oberfläche dessen, was das Web könnte. Jeder, der sich für die Zukunft des Web interessiert, kann eine Rolle bei der Weiterentwicklung einnehmen.“ Und, wie er betont, jeder solle sich angesprochen fühlen. Jeder – und zwar überall.

Berners-Lee weist darauf hin, dass es für ihn „eigentlich undenkbar ist, dass das Web schon 25 Jahre alt ist. Viele von uns können sich ein Leben ohne Web gar nicht vorstellen.“ Wie er sich die weitere Entwicklung vorstellt? „Wir alle müssen unsere Kreativität, unsere Möglichkeiten und Erfahrungen einsetzen, um das Web zu verbessern: um es mächtiger, sicherer, fairer und offener zu machen. Wir können das Web so gestalten, wie wir es wollen, und die Welt so, wie wir sie wollen.“

Kopf des Tages Seite 48



**Der CO<sub>2</sub> Footprint öffnet die Augen: Kein Wald bindet so viel CO<sub>2</sub> wie ein bewirtschafteter Wald.**

Informieren Sie sich und staunen Sie:



**holzistgenial.at**

## Medienkünstler Julian Palacz im Porträt

## „Das Internet ist mir früher größer vorgekommen“

„Wie sehen uns die Rechner?“, fragt sich der 30-jährige Medienkünstler Julian Palacz – und verwandelt maschinell angehäuften Datenmassen in Bilder. Dem World Wide Web wünscht er zum 25. Geburtstag mehr Neutralität und Offenheit. Ein Porträt.

Roman Gerold

Eine skelettierte Winkekatze begrüßt einen vom Arbeitstisch aus, wenn man die Wohnung des Medienkünstlers Julian Palacz betritt. Das Innenleben des fernöstlichen Kitsch-Klassikers ist freigelegt, und statt des Winkearms ist ein kleines Laufschrift-Display montiert. In neonblauen Lettern huscht die Entstehungssage dieser „Lucky Cat“ vorbei, während die Pendelbewegung den Leser hypnotisiert. Ein „Versatzstück“ nennt Palacz dieses Experiment, ebenso wie eine wüst aufgebojene Computertastatur gleich neben der Katze. Palacz wollte sie auf dem Ofen nur trocknen. Jetzt erinnert sie ihn an die berühmte Welle des japanischen Holzschnittmeisters Hokusai.

Spielereien und Experimente vermischen sich in Palacz' Atelier mit seinen abgeschlossenen Arbeiten. Überall gibt es etwas zu entdecken. Dem Klischee von Medienkünstlern, die gerne in neonbeleuchteten Techno-Rumpelkammern praktizieren, entspricht er allerdings nicht. Palacz gefällt es, an seinem Arbeitsplatz Jahrhunderte und Kulturkreise aufeinanderzutreffen zu sehen: die klassische Architektur und das Technoide, Flimmernde, Fragmentarische. Gleich neben einer Skulptur aus einem Computer-Lüftungsgitter streckt eine Buddha-Figur den Bauch heraus.

## Wir und die Software

Zu den Kleinodien gehört auch ein quadratischer Spiegel, der nur auf den ersten Blick gewöhnlich ist: Hinter dem Spiegelglas befindet sich eine Mini-Kamera, die den Betrachter filmt. Das verpixelte Konterfei wird dann mit dem Spiegelbild überlagert. Das Objekt sei eine Spielerei aus Studententagen an der Universität für angewandte Kunst, sagt Palacz. Es ist aber auch Grundlagenforschung zum Verhältnis zwischen der Wirklichkeit und ihren medialen Abbildern; also zu jenem Thema, das auch Palacz' ehemaligen Lehrer Peter Weibel umtreibt. Dessen Forschungen führt der Absolvent auf seinen eigenen Wegen – und unter neuen Vorzeichen – fort.

Die Übersetzung des Menschen in Daten, etwa eines Gesichts in

Pixel, ist heute nur noch die Grundlage. Wenn Julian Palacz sich in seinen Arbeiten fragt, „wie uns die Rechner sehen“, dann geht es ihm bereits um die Weiterverarbeitung dieser Daten durch Algorithmen in Computerprogrammen. Das Bildmaterial aus Überwachungskameras wird heute vielfach nicht mehr von Menschen gesichtet, sondern von Maschi-

## JULIAN PALACZ

Der 30-jährige Medienkünstler studierte an der Angewandten. Seine Arbeiten, für die er auf die Hilfsmittel der Datenvisualisierung und Überwachung zurückgreift, nennt er ironisch „Selbstporträts“. Palacz betreibt den Verlag Traumawien.

nen. Gesichter oder Bewegungsmuster werden automatisch erkannt.

„Der öffentliche Raum funktioniert heute oft nur mehr über Software“, sagt Palacz. Dabei ist es etwa von Vorteil, wenn Massenpaniken frühzeitig erkannt werden können. Aber auch die Kehrseite dieser modernen Kulturtechniken ist bekannt: Wer sich in einer U-Bahn-Station nicht so verhält, wie es der Rechner „erwartet“, macht sich verdächtig. Wo Konsequenzen ohne menschliches Einschätzungsvermögen gezogen werden, sind folgenschwere Missverständnisse möglich.

Palacz' Kunstgriff bei den *Surveillance Studies #1* besteht darin, maschinell angehäuften Daten für Menschen aufzubereiten – also für Augen, für die sie nie bestimmt waren: In seinen großformatigen Drucken überlagert er Tracking-Daten, die Fußgänger und Autofahrer auf Überwachungsvideos hinterlassen haben. Nicht zufällig ist das Werk in Schanghai entstanden, wo Palacz 2013 ein sechsmo-natiges Artist-in-Residence-Programm absolviert hat. Es sei ihm

dort ein bisschen vorgekommen wie in George Orwells *1984*, jenem Klassiker der Science-Fiction. „China macht keinen Hehl aus der Überwachung. Die wollen, dass man das sieht“, erzählt Palacz. Bisweilen hängen in den U-Bahn-Stationen sogar affirmative Erfolgsberichte über aufgeklärte Verbrechen.

Überall dort, wo Überwachung bewusstgemacht wird, mag der westliche Betrachter kritisches Potenzial sehen; in China blieb dieses unerkannt. Seine *Surveillance Studies* hätten dem chinesischen Publikum durchaus gefallen, aber ein Dialog darüber habe sich nicht entsponnen. „Nacktheit ist dort sicher das größere Problem“, befindet Palacz im Hinblick auf die Arbeit einer anderen Künstlerin. Und Partizipation: Eine öffentliche Unterschriftensammlung rief in Schanghai Ordnungshüter auf den Plan.

Auch in *Bewegungsstudie einer Computermaus* hat Palacz die Inhalte von Computergehirnen ästhetisch aufbereitet. Oder für das Buchprojekt *Content Type Image*: Zweieinhalb Monate lang hat der Künstler sich selbst mit einem HTTP-Proxy-Programm überwacht und sämtliche Bilder, die in seinem Browser auftauchten, gespeichert. Einheitlich skaliert und in chronologischer Reihenfolge wurden sie dann auf 538 Buchseiten gedruckt, 300 Bilder pro Seite.

Erschienen ist das Buch beim Verlag Traumawien, den Julian Palacz mitbegründet hat. Traumawien ist sogenannten „digital born stories“ gewidmet, also all jenen Textsorten, die erst im digitalen Zeitalter aufgetaucht sind.

Für das Buch *End Tell* etwa installierte Palacz für drei Monate einen Keylogger auf seinem Computer: eine Software, die sämtliche Tastatureingaben protokolliert. Gemeinhin wird diese Methode von Cyber-Kriminellen verwendet, um an Passwörter zu gelangen. Die Wurst von Buchstaben, Zahlen, Vorwärts- und Rückwärtssprüngen wurde dann (unzensuriert) veröffentlicht. Vollständig gelesen

hat Palacz das 740 Seiten starke Buch nie.

Als Programmierer war Palacz schließlich auch am Verlagsprojekt „Ghostwriters“ beteiligt. Ein Algorithmus verwandelte die Postings unter Youtube-Videos in Dramen und publizierte diese automatisch als E-Books bei Amazon. *Nope. Oh, and 6.8/9* heißt ein Buch



Medienkünstler, Bastler und Verleger: Julian Palacz wurde 1983 in Leoben geboren und lebt in Wien.

Foto: Heribert Corn

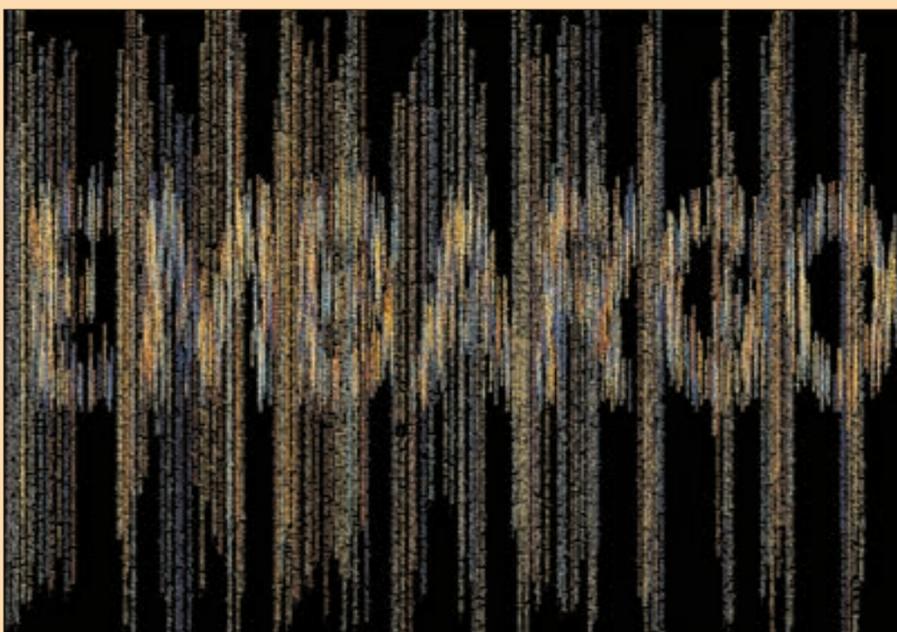
WAS WOLLEN WIR?

etwa, sein angeblicher Verfasser: DaBaddy100. Wie viele Bücher die Software online gestellt hat, bevor Amazon eingriff, ist selbst ihren Erschaffern unbekannt. Mit Projekten wie diesen stellt das dreiköpfige Verlagsteam jedenfalls Roland Barthes' Frage nach dem „Tod des Autors“ neu.

„Das Internet ist mir früher viel größer vorgekommen“, sagt Palacz. Er spielt damit auf jene Entwicklung an, die aus der endlosen

Bibliothek von einst ein recht zentralistisch organisiertes Ding gemacht hat. Was wir im Internet finden, wird etwa stark von Googles Algorithmen bestimmt. Facebook ist zum Teil zum Inbegriff von Internet geworden. Zum 25. Geburtstag wünscht Palacz dem Internet daher mehr Offenheit, mehr Neutralität und dass es „weniger ein Konsumkanal“ werde.

➔ [julian.palacz.at](http://julian.palacz.at)  
[www.traumawien.at](http://www.traumawien.at)



Bei den „Surveillance Studies #1“ (links) zeigt ein Monitor am unteren Bildrand das Originalvideo der aufgenommenen Überwachungsszene. Die „Suchergebnisse 2nd Edition“ experimentieren mit „digitalen Pinselstrichen“ aus URLs, Kurzbeschreibungen und Domains des gesuchten Begriffs.

Foto: Julian Palacz

## Neuer Umgang mit öffentlichen und privaten Daten

# „Open Data kann Verwaltung und Politik verbessern“

Bürger, Verwaltung und Politik müssten das Netz aktiver und kreativer nutzen, sagt die deutsche Internetaktivistin **Anke Domscheit-Berg**. Sie fordert im Gespräch mit **Birgit Baumann** mehr Transparenz bei Daten.

STANDARD: *Erinnern Sie sich noch an Ihre erste Interneterfahrung?*

**Domscheit-Berg:** Mitte der Neunzigerjahre entdeckte ich Reiseanbieter, die im Internet Hotelzimmer mit Fotos zeigten. Sensationell. Das lag am anderen Ende der Welt, und ich konnte ganz einfach Kontakt aufnehmen. Dann habe ich meinem früheren Arbeitgeber, einem Reiseveranstalter, erklärt, er müsse das auch machen, denn Digitalisierung sei die Zukunft.

STANDARD: *Und? War er angetan?*  
**Domscheit-Berg:** Er meinte nur milde: „Frau Domscheit, Sie haben immer so flausige Ideen, unsere Kunden benutzen dieses Internet nicht.“ Das war frustrierend. Ich war überzeugt, einen Vorhang weggezogen zu haben und in die Zukunft sehen zu können. Die anderen erschienen mir blind.

STANDARD: *Heute bucht fast jeder Reisen im Internet.*

**Domscheit-Berg:** Das ist fein, reicht aber nicht. Das Internet ist auch eine Demokratisierung der Wissensverteilung. Ich wünsche mir, dass nicht nur konsumiert wird, sondern das Netz viel kreativer genutzt wird, dass jeder seine Inhalte verbreitet, der etwas zu teilen hat. Auch Konsumenten hätten dadurch große Macht.

STANDARD: *Wo sehen Sie Chancen?*  
**Domscheit-Berg:** Egal, ob man von einer Fluglinie schlecht behandelt wird oder ob eine Firma Kinder-T-Shirts mit sexistischem Aufdruck verkauft – früher hätte man einen Beschwerdebrief schreiben können, der dann im Mülleimer gelandet wäre. Heute kann man sofort Riesenprotest organisieren. Aber viele Leute sind leider oft zu träge, sich gegen Produkte zu wehren, die unter inakzeptablen Bedingungen entstehen.

STANDARD: *Woran liegt das?*  
**Domscheit-Berg:** Das Internet ist ja eine Nabelschnur zu den entferntesten Teilen der Welt. Ich kann nicht mehr sagen, ich hätte keine Ahnung, warum mein T-Shirt aus Bangladesch so billig ist. Aber das wollen viele Leute nicht so genau wissen. Ich finde, dass aus dieser Transparenz Verpflichtung entsteht, sich gegen Missstände zu wehren. Ich wuchs in der DDR auf. Wenn wir immer nur gesagt hätten, wir sind kleine Lichter und können nichts ändern, wäre die Mauer nie gefallen.

STANDARD: *Heißt Ihr neues Buch deshalb „Mauern einreißen“?*

**Domscheit-Berg:** Ja, denn man kann die Welt verändern, wenn man es

nur will. Das Einreißen der Mauern bezieht sich auch auf einen Aspekt, der mir sehr wichtig ist, nämlich Open Government.

STANDARD: *Offene Regierung/Verwaltung, darunter können sich viele noch nichts vorstellen.*

**Domscheit-Berg:** Open Government bedeutet nicht nur Offenlegen von Daten. Man muss Fenster und Türen der Verwaltungen öffnen, Menschen mehr an der politischen Willensbildung beteiligen. Deutschland hinkt da nach.

STANDARD: *Sie wollen wirklich alle Daten offenlegen?*

**Domscheit-Berg:** Nicht personenbezogene oder sicherheitsrelevante. Keiner muss wissen, wo die Kanzlerin morgen mit dem Auto entlangfährt. Aber alles andere muss transparent sein, auch Gutachten oder Verträge. In Großbritannien müssen Verträge der öffentlichen Hand über 10.000 Pfund veröffentlicht werden. In Deutschland wird mehr gemauert, man beruft sich sogar auf angebliche Geschäftsgeheimnisse. Unsinn! Ein Geschäftsgeheimnis ist die Coca-Cola-Formel, aber nicht, wie viel Steuergeld die Stadt Berlin an eine Firma zahlt, um sauberes Wasser zu erhalten. Und warum der Wasserpreis innerhalb weniger Jahre so stark anstieg.

STANDARD: *Es gibt Kommunen, die offener sind.*

**Domscheit-Berg:** Meine Lieblings-Open-Data-Stadt ist Rostock (202.000 Einwohner, Mecklenburg-Vorpommern). Die stellt viele Daten online: Wo gibt es Altkleidercontainer, Toiletten, Hundeklos. Es ist alles frei zugänglich, jeder kann die Daten verwenden, man kann sich Daten sogar wünschen. Das ermöglicht Unternehmen, Dienste zu entwickeln, die der Staat nicht bietet – etwa Apps für Hundeklos. Der Markt für Apps boomt ja.

STANDARD: *Würde diese Transparenz auch die Kluft zwischen Bürgern und Politik verringern?*

**Domscheit-Berg:** Wenn politische Entscheidungen transparent sind, vermag ich besser nachzuvollziehen, was warum passiert, auch mit meinem Steuergeld. Beteiligen kann sich auch nur, wer weiß, wozu es geht. Open Data kann Politik und Verwaltung verbessern.

STANDARD: *Wie meinen Sie das?*

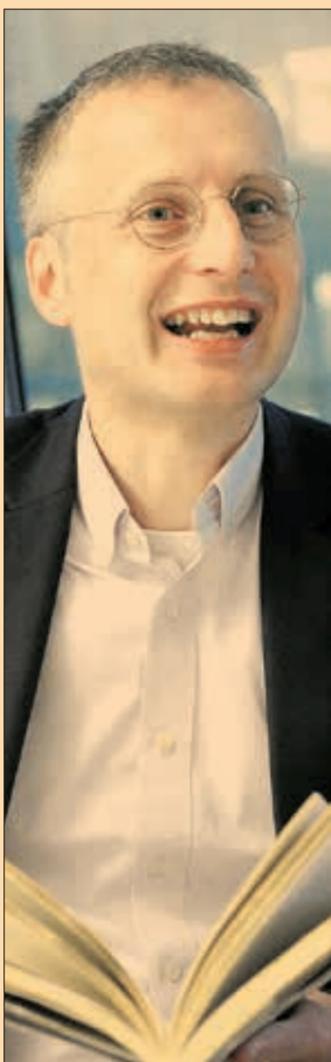
**Domscheit-Berg:** Wenn jede Kommune offenlegt, wie lange die Bearbeitung von Bauanträgen dauert, dann kann man sie mit anderen Kommunen vergleichen. Wer am längsten braucht, wird sich Fragen gefallen lassen müssen und überlegt vielleicht selbst einmal, was andere besser machen. Für alle Bereiche gilt: Jeder Einzelne könnte der Dominostein sein, der Anstoß zur Veränderung gibt – und das sollten wir alle begreifen.

**ANKE DOMSCHEIT-BERG** (46) arbeitete nach dem Studium (Internationale Betriebswirtschaft) als Unternehmensberaterin für McKinsey und war Lobbyistin für Microsoft. 2011 machte sie sich selbstständig. Sie ist bei den Piraten aktiv.



Anke Domscheit-Berg will mit dem Internet Mauern der Verwaltung einreißen. Foto: laiff/Pein

WAS WOLLEN WIR?



Viktor Mayer-Schönberger fordert Regeln im Umgang mit großen Datenmengen. Foto: Andy Urban

# „Die Menschen haben das Vertrauen verloren“

Große Datenmengen könnten unser Leben verlängern, gleichzeitig aber auch die Zukunft gefährden. Mit dem Internetforscher **Viktor Mayer-Schönberger** sprachen **Rainer Schüller** und **Florian Gossy**.

STANDARD: *In Ihrem Buch „Big Data“ schreiben Sie über die „schöne neue Datenwelt“. Was ist so schön daran?*

**Mayer-Schönberger:** Das ist eine Anspielung auf *Brave New World* von Aldous Huxley: Es gibt schöne Aspekte, aber auch tiefgreifende Veränderungen von dem, was Menschsein eigentlich bedeutet. Das Positive an Big Data ist, dass wir beginnen, die Wirklichkeit in ihrer Komplexität besser zu verstehen. Etwa im Gesundheitswesen: Wenn man sehr viel mehr Daten von jedem Menschen sammelt, könnte man in der Diagnose und Behandlung viel zielgerichteter sein.

STANDARD: *Aber immer weniger Menschen sind bereit, ihre Daten herzugeben.*

**Mayer-Schönberger:** Es muss viel stärker klargemacht werden, wie die Daten verwendet werden. Die Menschen haben das Vertrauen verloren, dass mit ihren Daten nur koscher Dinge gemacht werden.

STANDARD: *Welche Maßnahmen könnten hilfreich sein?*

**Mayer-Schönberger:** Das können gesetzliche Regelungen sein, Verhaltensänderungen von Unternehmen und ein Grundverständnis in der Politik für Big Data.

STANDARD: *Gibt es dieses Verständnis in der österreichischen Politik?*

**Mayer-Schönberger:** Was Big Data betrifft, hinkt die europäische Politik fünf Jahre hinter der Entwicklung in den Unternehmen her. In Österreich sind es fünfzehn Jahre.

STANDARD: *Haben Sie Hoffnung, dass sich das ändert?*

**Mayer-Schönberger:** Derzeit nicht, es ist noch keine kritische Masse vorhanden. Das ist tragisch. Jetzt ließen sich noch einfach Maßnahmen ergreifen. Ein späterer Rückbau der Infrastruktur ist schwieriger und kostspieliger.

STANDARD: *Wo müsste die Politik ansetzen?*

**Mayer-Schönberger:** Man muss in Europa beginnen. Österreich ist zu klein. Die Überlegungen, eine europaweite Datenschutzgrundverordnung zu machen, sind richtig und gut. Man muss verhindern, dass europäische Datenschutznormen aktiv unterlaufen werden. Allerdings ist der aktuelle Entwurf dazu im 20. Jahrhundert verhaftet und nicht im 21. Er legt immer noch das Hauptaugenmerk auf die Zustimmung der Betroffenen zur Datensammlung. Es ist jedoch unrealistisch, dass Betroffene zum

Zeitpunkt der Datenerfassung eine informierte Entscheidung treffen können.

STANDARD: *Wie soll der Bürger dann geschützt werden?*

**Mayer-Schönberger:** Die Datenschutzbehörden müssten massiv aufgestockt werden – nur dann sind sie schlagkräftig genug. Ich stelle mir eine europäische Ombudsstelle vor, die den einzelnen Bürger vertritt.

STANDARD: *Im Vergleich zu den Anfangszeiten des WWW klingt das alles sehr restriktiv.*

**Mayer-Schönberger:** Dass das Internet frei war, ist ein Mythos. Das WWW vor 25 Jahren war vielleicht im Embryonalzustand, aber das Internet war etabliert, und viele Unternehmen wollten damals ein stärker reglementiertes und damit besser monetarisierbares Internet. Da haben wir eine vergleichsweise vorteilhafte Entwicklung erfahren.

STANDARD: *Aber Tim Berners-Lee kampagnisiert ja gegen immer stärkere Restriktionen.*

**Mayer-Schönberger:** Nun, TBL versucht Druck aufzubauen, um die Reglementierung und Regulierung von Informationsflüssen möglichst gering zu halten. Das ist freilich ein Defensivkampf, der am Ende nicht zu gewinnen ist.

STANDARD: *Wenn Sie in die Zukunft blicken – kann Big Data überhaupt kontrolliert werden?*

**Mayer-Schönberger:** An geraden Tagen denke ich ja, an ungeraden nein. Das ist für mich nicht mehr so wichtig, ich bin Mitte 40. Aber für meinen Sohn habe ich ernste Sorgen um seine Zukunft.

STANDARD: *Was sorgt Sie genau?*

**Mayer-Schönberger:** Ich habe Sorge, dass durch Big-Data-Analysen Vorhersagen falsch interpretiert werden und damit die menschliche Willens- und Handlungsfreiheit eingeschränkt wird und die Zukunft als etwas individuell Gestaltbares verlorengeht.

STANDARD: *Was könnte man dagegen tun? Das Internet abdrehen?*

**Mayer-Schönberger:** Nein, muss man nicht. Durch soziale und gesellschaftliche Regeln müssen wir klarmachen, dass jeder auch das Recht hat, sich gegen die Vorhersage zu entscheiden. Wenn meine Krankenversicherung sagt, ich darf kein rotes Fleisch essen, weil ich dann wahrscheinlich mit 63 einen Herzinfarkt habe, will ich trotzdem noch selbst entscheiden, ob ich dieses Steak jetzt esse oder nicht. Gerade in Zeiten knapper Kassen besteht aber die Gefahr, dass ein gesellschaftlicher Druck entsteht, diese Freiheiten nicht mehr wahrzunehmen.

**VIKTOR MAYER-SCHÖNBERGER** (47) ist Professor für Internet Governance in Oxford. Er war bei der Veranstaltung „Zukunft im Turm“ des Wiener Städtischen Versicherungsvereins zu Gast. Eine Rezension seines Buchs „Big Data“ können Sie im ALBUM auf Seite A 11 lesen.

## China – das Land im Fokus vieler Kameraobjektive

# Im Reich der vielen Augen und Ohren

China auf Video: Allein in Peking liegt die Zahl der Überwachungskameras im siebenstelligen Bereich. Die Bürger können nur ahnen, wer oder was sie kontrolliert. Transparenz? Datenschutzbeauftragte? Fehlanzeige. Gibt es nicht.

Johnny Erling aus Peking

Für den Eintritt in die Große Halle des Volkes, wo seit dem 5. März Chinas Volkskongress, das Parlament des Landes, tagt, brauchen Korrespondenten einen Sonderausweis. Sie müssen ihn gut sichtbar tragen. Vor allem darf die kleine silberne Metallfolie, die rechts unten auf der Karte klebt, nicht verdeckt sein. Der hauchdünne Chip mit einer imprägnierten Miniaturzeichnung der berühmten Friedenstaube ist eher ein technisches Kunstwerk. Er birgt alle Daten, die die elektronische Eingangsschleuse braucht, um das Foto des Korrespondenten auf der Lesesäule abzubilden und diesen zu identifizieren. Erst dann darf er sich noch von Metalldetektoren durchleuchten und von Beamten abtasten lassen.

Nach der Devise „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“ überprüfen die Behörden die Teilnehmer des Volkskongresses gleich mehrfach mit Hightech und mit der

Hand. Das beginnt schon bei der Einfahrt mit eigenem Pkw auf den abgesperrten Tiananmen-Platz, wo geparkt werden darf. Auch das Auto braucht einen von innen auf die Frontscheibe geklebten Passierschein mit Chip. Die Lichtschranke identifiziert den einfahrenden Wagen. Danach machen sich Polizisten mit weißen Handschuhen und schnüffelnde Sprengstoff-Suchhunde über das Fahrzeug her. Auf dem Fußweg vom Parkplatz bis zum Parlamentsgebäude wird der Journalist noch zweimal kontrolliert. Dutzende an den pittoresken Laternepfählen des Platzes aufgehängte Videokameras lassen ihn nicht aus dem Blick.

## Ein Bruder für Big Brother

Willkommen im Reich der vielen sich modernisierenden Augen und Ohren. Mit ihnen eifert die Volksrepublik dem Vorbild USA nach, die als „Big Brother“ auch darin weltweit die Nase vorn haben. Aber China holt auf. In kürzester Zeit deckte es sich mit an allen Ecken und Enden installierten Videokameras ein. Heute können sich die Behörden ein umfassendes, wenn auch noch grobes Bild vom Verkehr auf den Straßen bis hinein in die Taxen und in die Fahrstühle machen. Kurz nach den Olympischen Spielen 2008 gab es, so schrieb die *Beijing Tageszeitung*, erst 400.000 Videokameras in der Hauptstadt. Heutige Zahlen sind für jede Metropole siebenstellig. Nach den Videoka-



▲ Das Video „Mao Yuans“ von Julian Palacz wurde mit einer Kamera mit Gesichtserkennung gefilmt. Der Bildsucher findet das Gesicht Mao Zedongs auf vielen unterschiedlichen Renminbi-Yuan-Geldscheinen. Foto: Julian Palacz

meras kamen die Hightech-Netzwerke. Paten von IBM bis Cisco Systems gaben technologische Hilfestellung, weil sie auf gigantischen Absatz hofften. „China ist heute der größte und schnellste Wachstumsmarkt für Videoüberwachungs-ausrüstungen“, freute sich noch Anfang 2013 die Fachzeitschrift *Hi-Tech Security Solutions*. Als Wermutstropfen erkannte sie in ihrem Trendbericht, dass sich chinesische Mitspieler wie Huawei Technologies oder ZTE neben dem heimischen Absatz auch in die Weltmärkte hineindrängen. Das ein Jahr später erschienene „White Paper“ 2014 der IHS-Marktforscher über „Schlüsselrends in der Videoüberwachungsindustrie“ sieht China bereits einen technologischen Sprung weiter: „Cloud-basierende Lösungen werden in der Volksrepublik immer beliebter.“

Nach Erde und Wolken kommt nun der Raum dran. Dank einer rasant entwickelten Chiptechnologie und der Raumfahrttechnik konnten „wir uns schneller als gedacht“ ein eigenes „BeiDou“ genanntes satellitengestütztes Navigationsnetzwerk zulegen. Das sagte Anfang März Chinas bekannter Wissenschaftsrat und Parlaments-

delegierte Yang Yuanxi der *Volkszeitung*. Von 2000 an brauchte Nachzügler China nur zwölf Jahre, um sich als vierte Nation neben den USA mit GPS, Russland mit Glonass oder Europa mit Galileo im Weltall aufzustellen. Seit 2012 steht Chinas Ortungssystem zur zivilen Nutzung in Asien-Pazifik bereit. Bis 2020 will BeiDou mit 35 Satelliten ein erdumspannendes Netz geknüpft haben und sich als globales Navigationssystem vermarkten. Noch hinke es GPS hinterher und habe Probleme, Frequenzen zu erhalten, die andere schon fast alle besetzt haben.

Ohne Datenschutzbeauftragten, ohne Transparenz und ohne freie Presse kann Chinas Öffentlichkeit nur ahnen, wer oder was sie alles kontrolliert. Vor den technologischen Fähigkeiten der Behörden, wenn es ums Abhören geht, zeigen ausländische Diplomaten Respekt. Wer zu Gesprächen in die Pekinger EU-Mission geht, muss beim Pförtner sein Handy hinterlegen. Ebenso strikt geht es in der US-Botschaft zu.

Jedes Handy ist eben auch ein Sender und Mikrofon für unerwünschte Zuhörer. Das gilt auch für Ausweise, besonders wenn in ihnen Smartchips der nächsten Generation stecken. Vergangenen Dezember schockte die US-Bürgerrechtlerin Kate Krauss die Öffentlichkeit. Wie *heise online* berichtet, brachte sie einen neuen chinesischen Personalausweis als Muster zum 30. Chaos Communication Congress nach Hamburg. Sie forderte die Hackergemeinde auf, den RFID-Chip im Ausweis zu dechiffrieren.

Sie wollte wissen, wie viele Daten darauf gespeichert werden können, wie ihr Abgleich mit externen Datenbanken funktioniert, auf welche Distanz noch mitverfolgt werden kann, wo der Ausweisträger gerade ist. Der Smartchip soll schon heute über Namen, Geburtsdatum und Adresse des Bürgers informieren, über dessen Fingerabdrücke, Gesundheitszustand, ethnische Herkunft und Zugehörigkeit zu sozialen Organisationen. In China zeigt sich schon die schöne neue Welt.

**WAS WOLLEN WIR?**



**Auf dem Tiananmen-Platz in Peking hat nicht nur Mao die Passanten im Blick. Eine Vielzahl an Kameras beobachtet jeden Schritt.**

Foto: Reuters/Gray

## Traditionelle Rollenverteilung lähmt Gleichberechtigung in Japan

Jede dritte Frau zwischen 15 und 39 plant, nach der Heirat den Job aufzugeben – nur zwei von 100 Vätern nutzen Elternurlaub

Birga Teske aus Tokio

Ihre Ausbildung ist exzellent, die Schul- und Hochschulabschlüsse besser als die ihrer männlichen Kommilitonen. Dennoch müssen sich viele Japanerinnen mit schlecht bezahlten Aushilfstätigkeiten begnügen. Das World Economic Forum stellte Japan 2013 in Sachen Gleichberechtigung ein vernichtendes Urteil aus: Platz 105 von 136 Ländern.

„In Japan herrscht immer noch die Ideologie des männlichen Ernährers vor“, erklärt Machiko Osa-wa, Wirtschaftsprofessorin an der Japan Women's University, die Ursachen für die Diskriminierung. Die traditionelle Rollenverteilung in der Familie spiegelt sich im gesamten Gesellschaftssystem wider. Aktuelle Umfragen der Regierung in Tokio zeigen, wie verbreitet das Bild der Hausfrau und Mutter selbst unter jungen Leuten ist: Demnach will jede dritte le-

dige Frau zwischen 15 und 39 Jahren nach der Hochzeit ihren Job an den Nagel hängen.

Neben Tradition trägt Diskriminierung im Beruf zu diesem Ergebnis bei: Trotz eines seit 1986 wirksamen Gleichstellungsgesetzes haben weibliche Beschäftigte nachweislich schlechtere Aufstiegschancen. „Sie werden befördert, aber viel langsamer als ihre männlichen Kollegen“, sagt Osa-wa. Ein Grund dafür ist die Erwartung der Unternehmen, dass die Mitarbeiterinnen für ihre Familie den Beruf aufgeben werden.

### 50 Prozent weniger Verdienst

Dadurch entsteht natürlich ein Teufelskreis: Unterfordert und gelangweilt sind viele japanische Frauen gerne bereit, ihre Beschäftigung aufzugeben. Erst recht, weil ihre Ehemänner für die gleiche Tätigkeit im Schnitt fast 50 Prozent mehr verdienen.

Ein weiterer Grund für den

Mangel an berufstätigen Frauen in verantwortlicher Position sind Arbeitszeiten, die zu den längsten in der entwickelten Welt gehören, und Ehemänner, die sich kaum an Haushalt und Kindererziehung beteiligen. Obwohl die gesetzliche Arbeitszeit maximal 44 Wochenstunden beträgt, sind Arbeitstage von mehr als zwölf Stunden nicht selten.

Viele Männer können ihre Frau nicht einmal in den Kreißaal begleiten, nur zwei Prozent der Japaner nehmen Vaterschaftsurlaub. Während sich Männer in den USA, Deutschland oder Großbritannien durchschnittlich knapp drei Stunden täglich Haushalt und Kindererziehung widmen, ist in Japan eine Stunde üblich.

Mütter, die an ihrer beruflichen Tätigkeit festhalten wollen, brauchen ein dickes Fell. „Meine Kollegen drängen mich, den Bereich zu wechseln“, sagt die Sekretärin eines Parlamentariers in Tokios

Regierungsviertel. Dort, im Stadtteil Kasumigaseki, der berüchtigt ist für Arbeitsstunden bis nach Mitternacht, hat man wenig Verständnis für junge Eltern, die ihren Nachwuchs vom Kindergarten abholen müssen.

### Kinderbetreuung

Auch deshalb gibt es in Tokio private Kindergärten mit Betreuungszeiten rund um die Uhr. Es gibt von der Gemeindeverwaltung vermittelte Babysitter, die den Nachwuchs bis in die Abendstunden betreuen. Und es gibt spezielle Kindergärten, wo Erzieherinnen, Krankenschwestern und Ärzte kranke Kinder gesundpflegen. Allerdings sind die Plätze dort knapp – wie in allen übrigen öffentlichen Kindergärten auch.

Ebenfalls Mangelware: Plätze in Pflegeeinrichtungen für Japans wachsende ältere Bevölkerung. Auch das führt dazu, dass Frauen ihren Beruf aufgeben müssen: In

den vergangenen fünf Jahren haben fast eine halbe Million Beschäftigte ihren Beruf aufgegeben, um kranke oder alte Angehörige zu pflegen, 80 Prozent davon waren Frauen.

Japans anhaltende Stagnation und die mit 1,4 Kindern pro Frau niedrige Geburtenrate haben Premierminister Shinzo Abe nun zum Umdenken bewegt. Bis 2017 will er 400.000 neue Kindergartenplätze schaffen und bis 2020 den Anteil von Frauen in Führungspositionen auf 30 Prozent anheben – in allen gesellschaftlichen Bereichen. Um dieses Ziel zu erreichen, bleibt einiges zu tun. Derzeit sind lediglich zehn Prozent aller Manager in Unternehmen Frauen, in den Vorständen sogar nur ein Prozent. Im Parlament haben weibliche Abgeordnete weniger als 15 Prozent der Sitze. Und in Abes Kabinett sieht es nicht besser aus: Nur zwei von 18 Ministern sind weiblich.

## Virtuelle Räume in der Politik und in der Diplomatie

# Vom Internet auf zwei realen Beinen zum Tahrir-Platz

War das Internet selbst ein Inhalt des Arabischen Frühlings: als Medium, dem die Herausforderung der Macht innewohnt? Oder war es ein nur ein „tool“ – wie der Telegraf bei der Russischen Revolution 1917?

Gudrun Harrer

Die Frage, was das Internet und Social Media zu dem beigetragen haben, was vor drei Jahren „Arabischer Frühling“ genannt wurde, wird durchaus kontroversell diskutiert. Niemand bezweifelt ernsthaft, dass die neuen Kommunikationstechnologien eine Rolle gespielt haben. Aber die These der Revolution aus dem Internet wird von manchen Spezialisten vehement angefochten – umso mehr, als drei Jahre später die gewünschte Folge der Revolution, die Demokratie, weitgehend ausgeblieben ist.

Einer dieser Skeptiker ist Evgeny Morozov, der generell die dunklen Seiten des Internets erforscht (*The Net Delusion: The Dark Side of Internet Freedom*). Für ihn sind die neuen Medien nicht mehr und nicht weniger als das, was neue Medien zu allen Zeiten waren: Instrumente, wie der Telegraf bei der Russischen Revolution, Kassettenspieler bei der Revolution im Iran, Fernseher und Faxgerät beim Fall des Eisernen Vorhangs. Er wettet dagegen, dass die „Cyber-Utopisten“, wie er sie despektierlich nennt, im Internet ein Instrument sehen, das selbst einen zutiefst demokratischen Charakter hat. Nach dieser Logik müssten wohl die Kassettenspieler, mit denen 1979 Ajatollah Khomeini propagiert wurde, von seiner Natur her islamisch und das Telegrafengerät von 1917 bolschewistisch gewesen sein.

Von den auch als „Internet-Cheerleader“ Apostrophierten wird dieser Standpunkt als „Zynismus von alternden Akademikern“ – Copyright Kody M. Ger-

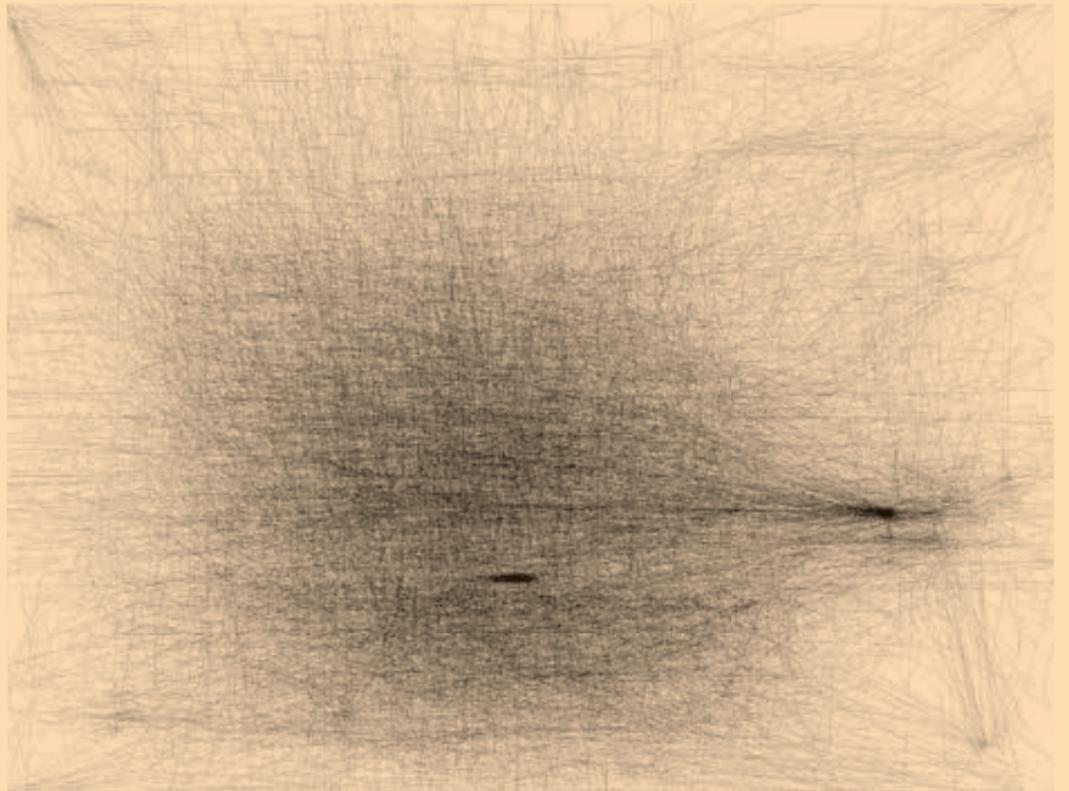
kin – und den alten Medien, die ihren Bedeutungsverlust befürchten, zurückgewiesen. Gerkin, der über die Wirkung von gewaltfreien Bildern im Internet auf die ägyptische Revolution publiziert, ist davon überzeugt, dass die neuen Medien per se, allein durch ihre Existenz, die alten Macht-netzwerke korrodieren.

Ohne das Medium mit dem – tatsächlich austauschbaren – Inhalt zu verwechseln, kann man auf alle Fälle sagen, dass Instrumente wie Online-Medien, Facebook und Twitter zweifellos den Boden für die Protestwelle von 2011 bereitet haben. Die via Facebook geführte Kampagne „Wir alle sind Khaled Said“ wird von vielen als Beginn der revolutionären Bewegung gesehen, die im Februar 2011 zum Sturz Hosni Mubarak in Ägypten führte. Khaled Said war ein junger Blogger, der im Juni 2010 von zwei Polizisten zu Tode geprügelt wurde. Sein entstelltes Gesicht ging durch das Internet – ebenso wie die Bilder der Selbstverbrennung des jungen Tunesiers Bouazizi im Dezember 2010.

## Weg vom Computer

Die neuen Medien standen nicht am Anfang der Proteste, aber einmal mehr in der Geschichte der Kommunikation verschafften sie den Menschen ganz neue Bewegungsmöglichkeiten. Die politische Debatte kannte keine physischen Grenzen. Bemerkenswert ist jedoch die Erkenntnis, dass in Ägypten gerade das Abschalten des Internets durch die Behörden der Revolution einen großen Anstoß gab: Viele derer, die bis dahin vor ihren Computern saßen, machten sich auf zwei realen Beinen auf zum Tahrir-Platz. Wer weiß, vielleicht wäre der Aufstand sonst virtuell vergammelt.

Ohne Zweifel erlebte Twitter 2011 seinen großen Durchbruch in der arabischen Welt: Von 2300 täglich in Ägypten stieg die Zahl fast schlagartig auf 230.000. Was aus diesem Medium geworden ist, lässt sich leicht aus einer aktuellen Meldung von *Asharq Alawsat* ablesen: Es gebe mittlerweile mindestens sechs Twitter-Accounts unter dem Namen des neuen ägypti-



▲ „Vogelspuren im Schnee“: In dieser Werkserie des Medienkünstlers Julian Palacz wird die Bewegung eines Computermauszeigers aufgezeichnet. Hier im Bild die digitalen Spuren von Fotografin Sue. Foto: Julian Palacz

tischen Premiers: Und alle seien falsch. Was da als „authentisch“ durch den Äther schwirrt – besonders über laufende politische Ereignisse –, sollte man sich jedenfalls immer sehr genau ansehen.

Kritisiert wird auch oft, dass durch die Überbetonung der Rolle der neuen Medien die wahren Anliegen der Proteste in Vergessenheit gerieten. Der Blick aus dem Westen war auf eine junge, urbane, gut ausgebildete, technologisch – und deshalb auch politisch – moderne Generation von Menschen auf den arabischen Straßen gerichtet. Auch der Islam – der an den Wahlurnen zurückkehrte – wurde ja deshalb totgeschwiegen. Die sozialen Anliegen der Demonstranten, ihr Aufbegehren gegen die Ungerechtigkeit der politischen und ökonomischen Systeme, wurden ausgeblendet. Morozov geht noch weiter und sagt, dass der Westen, wenn er die Bedeutung der – von ihm geschaffenen – neuen Medien bei den arabischen Umbrüchen so sehr hervorhebt, sich selbst erhöhen will.

## Diplomaten auf der Suche nach digitaler Dominanz

Kleine Länder können im Cyberspace groß aufspielen

Christoph Prantner

Das Kind hat viele Namen: Transformational Diplomacy, Naked Diplomacy, Open Diplomacy, Real-Time Diplomacy. Die Amerikaner machten unter Außenministerin Hillary Clinton eine „Statecraft for the 21st Century“-Initiative daraus, die Schweden riefen erst vor wenigen Wochen in ihrer Hauptstadt die „Stockholm Initiative for Digital Diplomacy“ zusammen, bei der sich die schärfsten Köpfe in

diesem Geschäft aneinanderschleifen und über Wesen und Wirken der auswärtigen Angelegenheiten in Zeiten von Bits und Bytes grübeln konnten.

Im Jahr 2002 hat das State Department unter Colin Powell in Washington, DC, eine erste Miniabteilung zum Thema eingerichtet, etwas mehr als zehn Jahre später ist die digitale Diplomatie nicht mehr aus dem Arbeitsalltag geschickter Gesandter und virtuell versierter Minister wegzudenken.

### Nichts für Kontrollfreaks

Das mag viele Gründe haben, wesentlich sind zwei: „Das 21. Jahrhundert ist eine furchtbare Zeit für Kontrollfreaks“, sagte Hillary Clintons Digital-Diplomacy-Guru Alec Ross einst im Interview mit dem STANDARD. Diese Lektion mussten die Amerikaner selbst schmerzhaft lernen, nachdem sie während des von Wikileaks ausgelösten Depeschen-Desasters über Wochen öffentlich mit heruntergelassenen Hosen und roten Ohren dastanden und jeder streng geheime Kabelbericht säuberlich archiviert nachlesen konnte.

Die Supermacht musste spätestens da zugeben, dass der digitale Raum niemals diplomatisch so zu kontrollieren ist wie politisch eingeebte Situationen in Verhandlungssälen oder bei Vieraugengesprächen. Deshalb ging sie dazu

über, die virtuelle Welt so schnell und umfassend wie möglich mit ihren Positionen, Papieren und Themen zu besetzen – anders gesagt, das Maximum an digitaler Dominanz herzustellen. Heute arbeiten allein in Washington rund 100 Mitarbeiter an der US-Digitaldiplomatie. Dazu kommt ein Heer von „information specialists“ in den amerikanischen Botschaften weltweit. Der US-Botschafter in Russland, Michael McFaul, schafft es etwa über Twitter, eine russische Öffentlichkeit zu erreichen, die er über traditionelle Medienkanäle niemals bekommen könnte.

Das Interessante allerdings ist – und das ist der zweite wesentliche Grund für den Boom der Social Media und insbesondere Twitters in den Staatskanzleien –, dass pure Größe und Macht dabei nur bedingt zählen. Eher kleine Länder wie Schweden sind in der Lage, im virtuellen Raum weit über ihrer politischen Gewichtsklasse zu boxen, weil Außenminister Carl Bildt (267.000 Follower auf Twitter) ein Champion im Vortreiben digitaler auswärtiger Beziehungen ist. Damit hängt er Kollegen wie John Kerry und William Hague (128.000 beziehungsweise 206.000 Follower) ab – Sebastian Kurz hält übrigens bei 14.600 Followern, das Außenamt selbst forciert seit 2012 eine strukturierte Cyberdiplomatie.

Daneben werfen internationale Organisationen, NGOs und sogar der Papst ihre Standpunkte in den digitalen Raum, lassen Thinktanks Papiere zirkulieren, bewerten Experten und Journalisten Entwicklungen und Ereignisse, die neben ihrer realen Dimension immer auch eine virtuelle haben (siehe den auch im Internet ausgefochtenen Kampf um Kiew).

Gesammelt lassen sich auf der Website [twiplomacy.com](http://twiplomacy.com) Statistiken nachlesen, wer mit wem vernetzt ist, wer wie viel und vor allem selbst zwitschert und postet.

► [twiplomacy.com](http://twiplomacy.com)



▲ „Vogelspuren im Schnee“ – auf den Spuren von Mischan: Julian Palacz' künstlerische Intervention machte aus dem digitalen Gestenprotokoll der Computermaus des Programmierers ein filigranes Bild. Foto: Julian Palacz

## Das Netz zwischen Liebeserklärungen und Kampfansagen

# Woher die Freiheit kommt, die wir brauchen

Die Begeisterung für das Netz steht einer wachsenden Skepsis gegenüber. Die global agierende Kontrolle durch Geheimdienste und Unternehmen provoziert Widerstand. Die Frage ist, ob nicht längst zu spät.

Michael Freund

Vor kurzem erschienen fast gleichzeitig zwei Bücher über die vernetzte Welt. Das eine, *Erfindet euch neu!* (Suhrkamp, 2013), jubelt über die durch das Netz befreiten jungen Menschen. Das andere, *Smarte neue Welt* (Blessing, 2013), ist voll politisch motivierter Skepsis gegenüber der Begeisterung für alles Digitale.

Das euphorische Buch, eine *Liebeserklärung an die vernetzte Generation* im Untertitel, stammt aus der Feder des 83-jährigen französischen Philosophen Michel Serres. Das zu fast vernichtender Kritik ausholende hat der 30 Jahre alte Weißrusse Evgeny Morozov geschrieben, der seit mehreren Jahren an der Westküste lebt und dort unter anderem als Technologieexperte einen Namen hat.

Eher hätte man es umgekehrt erwartet. Aber wenn es um Einschätzungen geht, was

uns das Netz gebracht hat, dann kommt es zu unerwarteten Positionen. Und die Auseinandersetzungen werden in dem Maße heftiger, in dem die Wirkungen und Nebenwirkungen des Webs immer – je nachdem – beeindruckender oder erschreckender sich darstellen.

Blieben wir bei den genannten Autoren. Serres bewundert die „Däumlinge“, wie er die Jungen nennt (und sein Buch im Original betitelt hat), die mit den Fingern schneller über Benutzeroberflächen gleiten können, als er es je vermöchte. Er stellt sich eine „Demokratie des Wissens“ vor, getragen von ebenjenen „neuen Menschen“, die durch Virtuelles und nicht durch Blut zusammengehalten werden.

Das Serres fast vorbehaltlos von den „digital natives“ angetan ist, wird wohl damit zusammenhängen, dass er seit einigen Jahren an der Stanford-Universität lehrt, die – mitten im Silicon Valley – nicht zufällig Pate bei vielen Start-ups und technologischen Durchbrüchen stand und steht.

Auch Morozov ist Stanford verbunden (und ebenso TED, dem Open Society Institute von George Soros, und dem *Foreign Policy Magazine*). Aber er hat aus seinen Erfahrungen ganz entgegengesetzte Konsequenzen gezogen. In dem genannten 650-Seiten-Buch polemisiert er vor allem gegen die Leichtgläubigkeit, mit der die Menschen technologischen Fortschritt und die resultierenden Angebote für die Lösung von gesellschaftlichen Problemen halten: *To save everything, click here*, so der spöttische Titel im Original.

Schon in *The Net Delusion* (Public Affairs, 2011) bezweifelte er die Fähigkeit oder auch nur die

Eignung des Netzes, politische Probleme zu lösen. „Twitter-Revolution“? „Facebook-Aktivismus“? Illusionen, sagt der Mann, der noch in der Sowjetunion geboren wurde. (Die jüngsten Ereignisse in seinem Nachbarland, der Ukraine, lieferten den tragischen Nachweis, dass Revolutionen immer noch durch Menschen unter Einsatz ihres Lebens vorangetrieben werden und nicht durch Klicks.)

## Netz fördert Neoliberalismus

Nun also befänden wir uns in einer „smarten neuen Welt“ à la Aldous Huxley, wie der Titel suggeriert, eingelullt in dem Glauben, Apps brächten uns die Freiheit und die Klugheit, die wir brauchen. Dem hält er eine – grob gesprochen – sozialistische oder linkssozialdemokratische Sicht entgegen: Hier und heute würden vielmehr die Grundfesten einer demokratischen Gesellschaft ausgehöhlt. Die digitale Technologie helfe vor allem dem Neoliberalismus.

Damit trifft er sich auf halbem Weg mit dem Präsidenten des EU-Parlaments Martin Schulz. Der schrieb sich kürzlich in der *FAZ* seine Sorge über „technologischen Totalitarismus“ von der Seele. Er sieht die massenhafte Datenerfassung, den gläsernen, mehr noch: den „determinierten Menschen“ und damit einhergehend die „Ökonomisierung aller Lebensbereiche“ als die größten Herausforderungen der Gegenwart, vergleichbar mit den Folgen der industriellen Revolution.

In seiner Antwort führte Morozov das Argument weiter. „Wider digitales Wunschenken“ und für einen „gut informierten Agnostizismus“ plädierte er. Soziale Bewegungen sollten die vorhandenen „Tools“ – das Netz, die neue Kommunikationstechnik – höchstens dazu verwenden, um mit ihrer Hilfe die bestehenden Kontrollstrukturen (die bisher von ebendiesen Werkzeugen ermöglicht wurden) infrage zu stellen.

Wunschenken ortet er bei „Technooptimisten“ wie Tim Wu. Wu ist Autor unter anderem von *Der Master Switch. Aufstieg und Niedergang der Medienimperien* (mitp, 2012), Rechtsprofessor, Fellow (wie Morozov) an der New America Foundation, Google-Berater und Blogger. (Kaum einer unter den „Digerati“ hat weniger als fünf Funktionen, von denen jede einzelne tagesfüllend

scheint.) Dem Schöpfer des Begriffs der „Netzwerk-Neutralität“ wirft Morozov vor, als Evangelist von Google dessen „Offenheit“ zu preisen, während der Suchmaschinenkonzern in Wirklichkeit genauso ein Kontrollfreak sei wie Apple.

Dafür wird Morozov von Wu als fortschrittsfeindlicher Troll gesehen, und nicht nur von ihm. Im Netz wimmelt es von gegenseitigen Beschuldigungen, den wahren Sinn und Zweck des Netzes nicht erkannt zu haben. Hacktivistinnen und Piraten jeder Couleur streiten darüber, ob und wie man das Netz politisieren kann. Manche wechseln auch das Lager, wie

Jaron Lanier, der sich vom Pionier zum Warner wandelte (*Rezension ALBUM Seite A 11*). Dauervernetzter halten den Schlüssel zum universellen Wissen hoch, den Uniform Resource Locator (URL), Abstinenzler predigen das nicht-virtuelle Leben: IRL, in real life.

## Aufbegehren geht online

Dieses vielleicht nur noch hilflose Aufbegehren hat durch Snowdens Enthüllungen über die NSA weiteren Auftrieb bekommen.

Stellvertretend für viele stellte Sascha Lobo, allgegenwärtiger deutscher Internetexperte, Blog-Begründer, Buchautor, Werbetexter, Politberater etc., etc., im Jänner lapidar fest: „Das Internet ist kaputt.“ Es sei nicht das, beklagte er mehrfach, wofür er es gehalten hat, sondern nun offensichtlich ein Werkzeug der totalen Überwachung. Er sei also gekränkt. Mehr noch: Nach Kopernikus, Darwin und Freud sei dies „die vierte Kränkung der Menschheit“. Da hat er vielleicht etwas hoch gegriffen, ebenso wie mit der Behauptung, das Netz sei das „wichtigste Digitalereignis des 21. Jahrhunderts“ – woher weiß der Mann, was in den nächsten 86 Jahren noch alles passieren wird?

Auf Euphorie folgt eben oft Ernüchterung. Auch die immer noch präzente Galionsfigur der deutschen Debattenkultur Hans Magnus Enzensberger meldete

sich eben zu Wort. 1970, also vor Äonen, hatte er große Hoffnungen auf das emanzipatorische Potenzial der Medien gesetzt. Nun empfielt er „Wehrt euch!“ und stellt zehn Regeln wider Ausbeutung und Überwachung auf: Handys wegwerfen, Amazon verweigern, Facebook verlassen usw.

Nicht nur dass dieser Einwurf natürlich online gelesen wurde und sich als virales Lauffeuer verbreitete. Er hat auch etwas von einer Grandezza, die man sich leisten können muss. Den meisten Zeitgenossen an ihren ominös sogenannten „Endgeräten“ geht es nicht so gut.

Die Macher im Silicon Valley lachen sich derweil ins Fäustchen. Die angeblich einmal radikalen Garagen-Kids bzw. ihre Nachfahren sind längst fast alle Libertarians, will heißen: Der Staat soll sich nicht einmischen, wir schaffen den Fortschritt, wir bestimmen, was privat ist, und wir kaufen es.

Wohin das führen mag, das beschreibt Literatur womöglich präziser als warnende Non-Fiction. Dave Eggers hat dort weitergeschrieben, wo Orwell die dystopische Fantasie ausgegangen ist. In *The Circle* (McSweeney's, 2013) porträtiert er einen global agierenden Hightech-Konzern, Motto: „Privatsphäre ist Diebstahl“: ein anschauliches Bild, was aus den heutigen Datenspinnen im Netz noch alles werden kann.



▲ „Content Type Image“: Für die Arbeit „Inhaltstyp Bild“ wurde auf Julian Palacz' Computer ein Programm installiert, das alle vom Künstler besuchten Internetseiten chronologisch speicherte. Daraus entstand ein „Bilderbuch“. Foto: Julian Palacz



▲ Auf einer Buchseite haben fast 300 Bilder Platz. Nur zweieinhalb Monate „Internetleben“ von Julian Palacz reichten, um 538 Seiten zu bedrucken. Foto: Julian Palacz



”

Für mich ist wichtig, dass ich die Meinung der sozialdemokratischen Basis auch im Parlament vertrete.  
Daniela Holzinger (SPÖ)

“



”

Es ist eine unserer wichtigsten Aufgaben, die SPÖ zu kritisieren. Nur eine kritische SJ kann eine gute SJ sein.  
Julia Herr (SJ)

“



”

Wir müssen den Touch der angepassten Vorfeldorganisation loswerden und wieder um einiges mutiger werden.  
Fiona Kaiser (SJ)

“



”

Das Schöne an der ÖVP ist, dass, was unter den drei Buchstaben vermarktet wird, nicht immer meine Meinung sein muss.  
Dominik Stracke (JVP)

“



”

Ich bin sicher in einem gewissen Maß rebellisch, bin mit allen Nachteilen sicher nicht der Angepasste.  
Robert Duchac (ÖVP)

“

## Parteijugend zwischen Anbiederung und Aufbegehren

Die einen ecken an und kommen nicht nach oben, andere arrangieren sich mit dem System und wissen es zu bedienen: Im Nachwuchs finden sich die Braven wie die Schlimmen. Die Parteijugend ist keine homogene Masse, sie pendelt zwischen Biederkeit und Revolte.

Julia Niemann  
Michael Völker  
Nina Weißensteiner

Wien – Laura Rudas verlässt nicht die Partei, aber ihr Amt und das Land: Die 32-Jährige ist nicht länger Bundesgeschäftsführerin der SPÖ, sie geht für ein Studium in die USA. Und hat bei vielen Usern und Leserbriefschreibern eine schlechte Nachrede: zu brav, zu angepasst, eine Parteisoldatin, die die Linie hält und vertritt. Von Jugendlichkeit keine Spur, eher die alte Schule, von Feminismus keine Rede, gegen die männlichen Machtstrukturen hat sie nie aufbegehrt – sie hat sie sich angeeignet.

Als Allerersten habe sie „den Werner“ von ihrem Abschied informiert. Sie geht studieren, ohne Rückfahrticket. Aber offenbar hat sie längerfristige Pläne, vielleicht auch in der Politik: „Master of Science in Management for Experienced Leaders“ heißt das Programm, das sie an der Uni Stanford absolvieren will, ein einjähriger Vollzeit-Lehrgang für internationale Führungspersönlichkeiten.

Eine andere Führungskraft hat dieser Tage auch seinen Rückzug bekannt gegeben: Wolfgang Moitzi, Chef der Sozialistischen Jugend

(SJ), gibt nach acht Jahren auf. Er wurde mit seiner kritischen Einstellung in der Partei kaum gehört und mit Sicherheit vom Establishment nicht geschätzt. Aufmüpfige Jungfunktionäre haben es in der SPÖ schwer.

Für seine Nachfolge bewerben sich zwei junge Frauen, Fiona Kaiser (24) und Julia Herr (21). Herr hatte mit der Kritikfähigkeit der Partei vor zwei Wochen beim Bundesparteirat Bekanntheit gemacht, als sie den EU-Wahl-Spitzenkandidaten Eugen Freund in einer Gastrede zum Parteieintritt aufforderte und von Frauenministerin Gabriele Heinisch-Hosek rüde des Podiums verwiesen wurde. Das Video von diesem Auftritt erfreut sich im Internet steigender Beliebtheit. Herr zeigt sich unbeeinträchtigt von der kalten Schulter Heinisch-Hoseks: „Es zählt zu den wichtigsten Aufgaben der SJ, die SPÖ zu kritisieren. Nur eine kritische SJ kann eine gute SJ sein.“

### Finger in die Wunde

In diesem Punkt herrscht Konsens zwischen den Kontrahentinnen. Auch Fiona Kaiser findet, die SJ müsse „den Touch der angepassten Vorfeldorganisation loswerden und wieder um einiges mutiger werden“.

Moitzi glaubt, „dass sich die SPÖ prinzipiell eine ruhigere und bravere Parteijugend wünschen würde“. Die Rolle der SJ sei nie jene einer klassischen Parteijugend gewesen, vielmehr sei ihr immer daran gelegen, „den Finger in die Wunde zu legen, wenn in der SPÖ inhaltlich oder organisatorisch etwas falsch gelaufen ist“. Eine Debatte um mehr innerparteiliche Demokratie würde es ohne die SJ nicht geben.

Die Beziehung zur Parteirebellin Daniela Holzinger, die wider den Klubzwang für einen Hypo-Untersuchungsausschuss gestimmt hat, wertet der scheidende Bundesvorsitzende der SJ als „wechselseitiges Anerkennungsverhältnis“: „Wir versuchen, mit unserer Anerkennung von unten dem Druck, den sie von oben aushalten muss, entgegenzusteuern. Wir wollen Daniela den Rücken stärken“, sagt Moitzi.

Ganz anders aufgestellt ist die Junge Generation in der SPÖ. Dort macht man der Parteiführung die Mauer. Katharina Kucharowits hat es mit ihren 30 Jahren als Vorsitzende auch zur Vizeparteichefin der SPÖ geschafft, sie sitzt seit 2013 im Nationalrat und singt dort, wenn das verlangt wird, das Loblied auf Werner Faymann und die Regierung.

### Sanfte Rebellion

Ein ähnlicher Wind weht in den jungen Reihen der ÖVP. Während die anderen damit zu kämpfen haben, ihrer Kritik Gehör zu verschaffen, scheinen die Jungen in der ÖVP vielmehr mit der Frage beschäftigt, ob und was überhaupt zu kritisieren wäre. Kein Aufbegehren, keine Revolution, höchstens ein wenig sanfte Rebellion.

Dominik Stracke (27), Landeschef der JVP Wien, hat keine Sorge, dass die „Stimme der Jugend“ in der ÖVP nicht gehört würde: „Es geht nicht darum, dass man gegeneinander arbeitet, sondern miteinander, das ist auch ein Vorteil des bündischen Systems.“ Intern respektiere die ÖVP andere Meinungen, es sei nur „eine Frage der Streitkultur“, man müsse ja „nicht immer persönlich werden“. Dass seine Partei moderner werden muss, findet Stracke nicht, die Herausforderung liege vielmehr darin, ihre Werte „in einer moderneren Sprache zu übermitteln“.

ÖVP-Mitglied Robert Duchac (34) bezeichnet sich als konservativ-progressiv: „Das bedeutet, wir

müssen regelmäßig definieren: Passt das noch? Das heißt natürlich nicht, dass am Ende des Tages eine andere Antwort herauskommen muss.“ Kritische Köpfe, glaubt Duchac, würden gefragt werden, auch in der ÖVP. „Die Frage ist nur, wie diese Kritik eingebracht wird. Da macht gewiss auch der Ton die Musik. Wenn man sich hinsetzt und sagt ‚Alles ist furchtbar‘, dann wird man keinen Erfolg haben.“ Den Ruppachter-Vorstoß gegen die Ausgrenzung von Homosexuellen findet er jedenfalls gut. Konservativ sein und rebellisch widerspricht sich in Duchacs Augen nicht: „Ich bin sicher in einem gewissen Maß rebellisch, bin mit allen Nachteilen sicher nicht der Angepasste.“

### Von oben abgeäbelt

„Mit 25 muss man doch das Regime stürzen wollen“, sagt Marek Sitner (25), ehemaliger Mitstreiter der ÖVP-nahen Aktionsgemeinschaft (AG). Jusstudent Sitner kandidierte bei der ÖH-Wahl 2011 und wurde zum Studienvertreter gewählt, später zum Fakultätsvertreter am Juridicum. Letzteres Mandat legte er bereits wenige Monate darauf zurück, resigniert angesichts der Mentalität in AG-Kreisen: „Man weiß, wenn man nicht runterbetet, was oben gesagt wird, wird man abgeäbelt. Es herrscht dort eine irrsinnige Rivalität. Möglichst nicht kritisch auffallen, sich lieber still halten“, sagt Duchac. Es hätte zwar durchaus kritische Stimmen gegeben, „wenn dann aber abgestimmt wurde, waren sofort alle einstimmig“.

Markus Roth, VP-Mitglied und Ex-Vorsitzender der Jungen Wirtschaft, sagt: „Es ist in der Regel der leichtere Weg, wenn man eine gewisse Linientreue beweist. Obwohl es auch Ausnahmen gibt, Sebastian Kurz zum Beispiel.“

Bei den Grünen hingegen gilt das Verhältnis zwischen Parteispitze und Nachwuchs als angespannt – vor allem seit die Jungen Grünen es dem Schwarzen Block erlaubt haben, ihre Website mit Hassparolen gegen den Akademikerball der FPÖ einzunehmen. Erst am Freitag reiste Cengiz Kulaç, Chef der Parteijugend, für eine weitere Aussprache zu der Causa zum erweiterten Bundesparteivorstand in Salzburg an. Der 25-Jährige, der sich nach den Ausschreitungen bei der Gegendemo rasch von den Gewalttaten distanziert hat, räumt zwar heute ein, „dass wir bei der antifaschisti-

schen Kommunikation nicht als PR-Genies unterwegs waren“.

Im Gegenzug will Kulaç bei dem Treffen Eva Glawitschnig & Co aber auch klarmachen, dass sich parteiintern „grundlegend etwas an der Debattenkultur ändern muss und mehr in die politische Bildungsarbeit investiert werden soll“. Dem Jusstudenten und seinen Mitstreitern „geht es darum, die jüngere Generation zu politisieren“ und sie „nicht nur zu Konsumenten“ zu degradieren, die „man mit Werbung beschallt“.

Jenen Greenhorns, die es bereits ins Parlament geschafft haben, fällt das Aufbegehren schwerer. Neo-Abgeordneter Julian Schmid, auch im Plenum oft mit Kapuzenpulli anzutreffen, bekommt dadurch im leger gekleideten grünen Klub sicher keine Probleme, ebenso gibt es für den Neuling kaum Inhaltliches, an dem er sich bis dato reiben könnte: „Was soll ich gegen einen Hypo-U-Ausschuss aufbegehren – das finde ich extrem cool, was die Grünen da gerade machen.“

Auch Sigrid Maurer lässt die Parteispitze gewähren. „Die Grünen haben ja gewusst, wen sie sich mit mir holen – ich bin definitiv nicht auf den Mund gefallen.“ Allerdings erklärt auch die Endzwanzigerin, ganz wie ein Politprofi: „Mir geht es um die inhaltliche Auseinandersetzung, denn ich halte wenig von Rebellion als Selbstzweck. Was soll ich jetzt den Punk ins Parlament tragen?“

Kommentar Seite 48



”

Was soll ich gegen einen Hypo-U-Ausschuss aufbegehren? Ich finde das extrem cool, was die Grünen da gerade machen.  
Julian Schmid (Grüne)

“



”

Ich kann keine Zehn-Punkte-Liste der Rebellion anführen – aber ich bin definitiv nicht auf den Mund gefallen.  
Sigrid Maurer (Grüne)

“



”

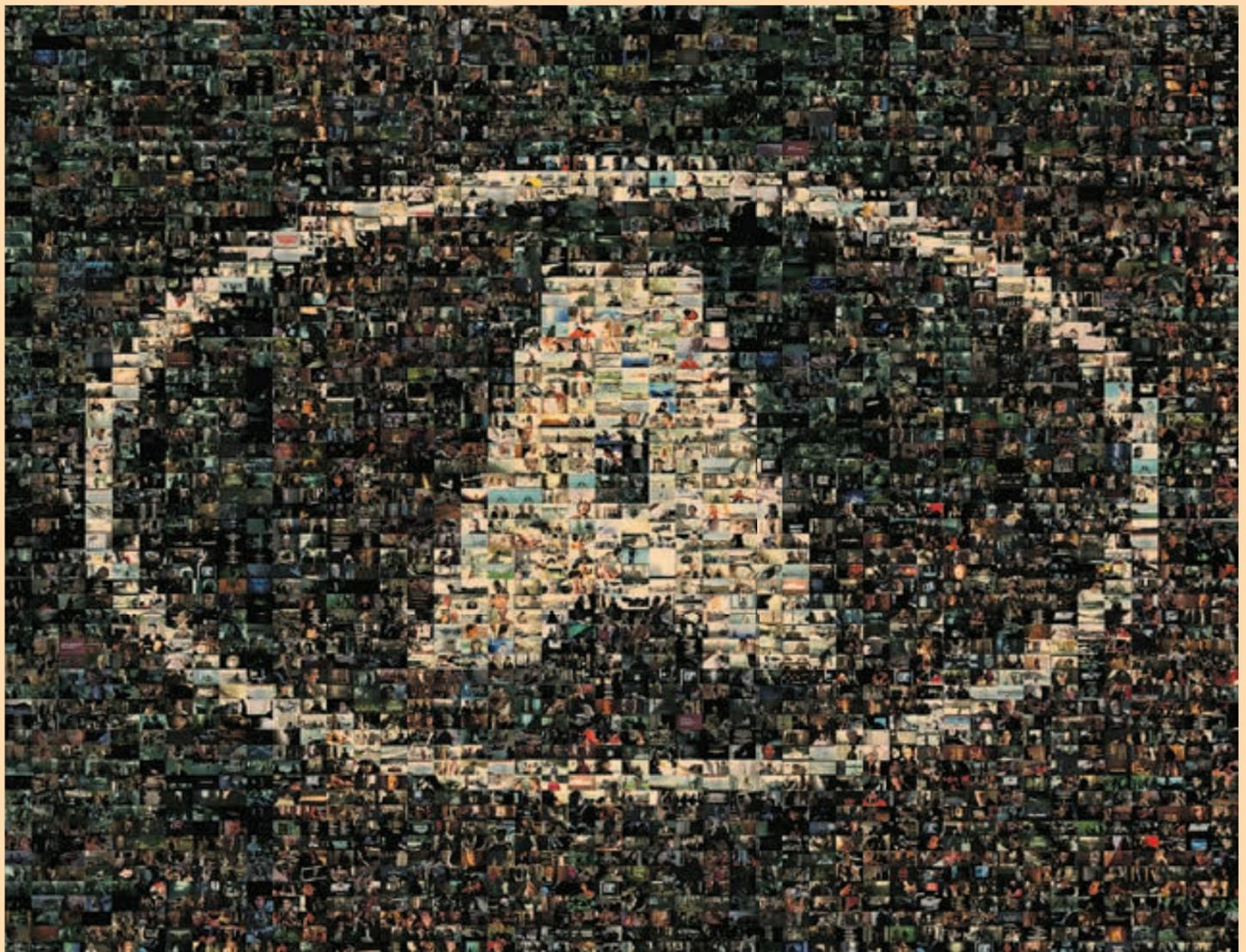
Aus den größten Parteirebellen von früher sind mittlerweile oft recht konformistische Politiker geworden.  
Cengiz Kulaç (Grüne)

“

Polizei liest mit: Überwachung des Internets findet Akzeptanz

Ein Österreich-Bild aus Tausenden von Bildern – dunkle Abgründe inklusive: Für das Bildermosaik „This is Austria“ hat der in Wien und in der Steiermark arbeitende Medienkünstler Julian Palacz mehr als 3000 Kader (Einzelbilder) aus österreichischen Filmen zusammengesetzt.

Foto: Julian Palacz



# Jeder Vierte ist mehr als vier Stunden täglich im Netz

Die Österreicher sind in hohem Maße internetaffin – weil man im Netz rasch Infos findet und es die Arbeit erleichtert. Dass das Internet gleichzeitig mehr Überwachung der Bürger bringt, wird mehr oder weniger billigend in Kauf genommen.

Conrad Seidl

War die Welt eigentlich besser, als es das Internet noch nicht gegeben hat? Das meint nur eine kleine Minderheit von zwölf Prozent der Österreicher – wobei es kaum unterschiedliche Einschätzungen in den verschiedenen Altersgruppen gibt. Wohl aber äußern sich Wähler der Freiheitlichen und politisch nicht deklarierte Österreicher deutlich negativer über das WWW, als das die Anhänger anderer Parteien tun.

Das geht aus einer aktuellen STANDARD-Umfrage des Market-Instituts hervor. Rund 400 Wahlberechtigte wurden nach ihren Haltungen zum Internet und zu Sicherheitsbedrohungen befragt. Studienleiter David Pfarrhofer sind vor allem die an den Parteipräferenzen festzumachenden Unterschiede in den Einstellungen aufgefallen.

Grunderkenntnis: 25 Prozent der Befragten sagen von sich, dass sie mehr als 30 Stunden pro Woche (also rund vier Stunden am Tag) online sind, weitere 16 Prozent sind zwischen 20 und 30 Stunden online – nur elf Prozent bekennen sich als Internetmuffel, die so gut wie gar nicht im Netz sind, und weitere 17 Prozent geben an, maximal zehn Stunden pro Woche online zu sein.

Jene, die 20 und mehr Stunden im Internet verbringen, haben

eine entspanntere Haltung zu Sicherheitsfragen: 47 Prozent der starken Nutzer meinen, dass das Internet Kriminalität fördere, in der Gesamtbevölkerung denken das 57 Prozent. Ähnlich ist es bei der Einschätzung, dass das Internet den Terrorismus begünstige. Allerdings sagen die häufigen Internetnutzer auch in geringem Ausmaß als andere, dass sie persönliche Informationen, die sie offline nicht teilen würden, ins Netz stellen.

Die Heavy User sehen auch häufiger politische Vorteile – und lehnen umgekehrt ganz deutlich die Einschätzung ab, dass hoher Internetkonsum den Bezug zur realen Welt verlieren lasse.

Einen breiten Bereich der Umfrage nimmt die Frage von Sicherheit und Überwachung ein. Grundsätzlich hat sich die

Einschätzung der Kriminalität in Österreich seit einer Vergleichsumfrage 2006 leicht verändert: Zwar sagen nur vier Prozent (2006: drei Prozent), dass Österreich gar nicht sicher sei, und 15 (zuletzt: 16) Prozent halten es für wenig sicher – aber der Anteil derer, die Österreich für „sehr sicher“ halten, ist von 31 auf 20 Prozent gesunken. Weitere 61 (50) Prozent halten Österreich immerhin für „eher sicher“. Wobei die stärksten Abweichungen bei den Wählern der FPÖ auftreten.

Aber für die Sicherheit ist man bereit, viel aufzugeben: Über-

wachungskameras in U-Bahnen, Bussen und Zügen erscheinen 91 Prozent der Befragten „berechtigt und akzeptabel“ – das ist eine fast so hohe Akzeptanz wie die des Streifenpolizisten (94 Prozent).

Handyortung ist für 60 Prozent akzeptabel, 33 Prozent fänden nichts dabei, wenn soziale Netzwerke wie Facebook überwacht würden, 30 Prozent finden eine Überwachung von Postings und Meinungsäußerungen im Internet und 20 Prozent ein Monitoring der Einkäufe für okay.

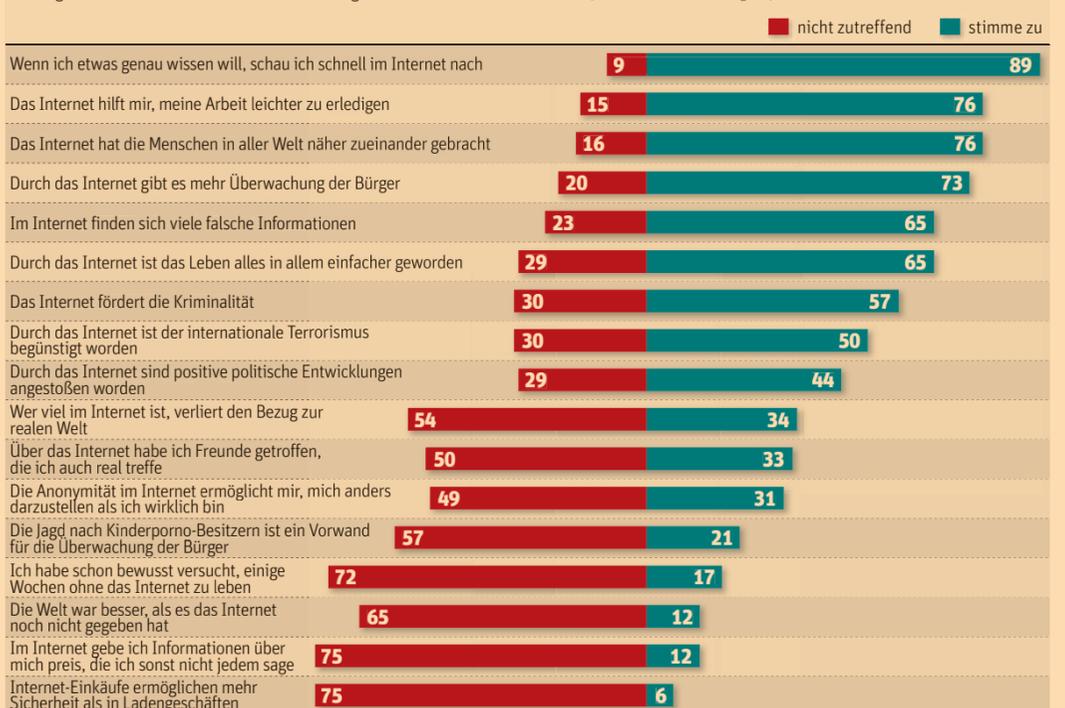
Die Akzeptanz von Überwachungsmaßnahmen hängt davon ab, zu welchem Zweck überwacht wird – und von wem. Die Verfolgung von Kinderpornos öffnet alle Schleusen – da sind 94 Prozent für Überwachung, mehr noch als bei der Suche nach Mordverdächtigen. 76 Prozent meinen, Überwachungsmaßnahmen zur Identifizierung möglicher politischer Extremisten wären in Ordnung, 71 Prozent finden Überwachung bei der Jagd nach Steuersündern akzeptabel, und immerhin 69 Pro-

zent sehen die Suche nach illegalen Einwanderern als eine berechtigte Begründung zur Überwachung. Nur sechs Prozent der Männer (aber 21 Prozent der Frauen) würden den Nachweis von Ehebruch und sexueller Untreue überwachen lassen.

Als vertrauenswürdig im Sinne der Wahrung des Persönlichkeitsschutzes gilt am ehesten die österreichische Polizei (80 Prozent) – am wenigsten private Sicherheitsdienste (23 Prozent), CIA und NSA (15 Prozent).

## Die Österreicher und ihr Umgang mit dem Internet

Frage: Das Internet hat ja Vor- und Nachteile. Ich lese Ihnen nun einige Aussagen vor und bitte Sie, mir jeweils zu sagen, ob Sie diesen Aussagen zustimmen oder ob Sie diese Aussagen für nicht zutreffend halten. [Rest auf 100 = keine Angabe]



Telefonische CATI Interviews, repräsentativ für die österreichische Bevölkerung ab 16 Jahren, Erhebungszeitraum 4. bis 6. März 2014, Ergebnisse in Prozent, n = 401

## Wahlkämpfen im und mit dem Web



◀ „whitehouse“: Alle Presseausendungen des Weißen Hauses sind online verfügbar. Julian Palacz visualisierte Hunderte mittels eines Algorithmus. Die Texte wurden in einzelne Wörter zerlegt und dann in zufälliger Skalierung, Position und Rotierung auf der Zeichenfläche angeordnet.

Foto: Julian Palacz

## Vom Wahlkampfkoffer in die „Echo-Kammer“

Das Internet ist noch lange nicht wahlentscheidend. In Österreich dient es vor allem zur Mobilisierung der eigenen Anhänger in Wahlkampfzeiten. Den Freiheitlichen gelingt es jedoch, durch die starke Internetpräsenz eine Gegenöffentlichkeit aufzubauen.

Sebastian Pumberger

Der „Wahlkampfkoffer“ der Volkspartei aus dem Jahr 1994 passt heute in jede Hosentasche. Damals wurde aus einem IBM Thinkpad (mit Farbdisplay), einem 28.8-bps-Modem, einem D-Netzhandy, einem Akku und einem Olivetti-Drucker ein mobiles Büro. Das ÖVP-Wahlkampfteam vermeldete per Ausendung, die ständige Erreichbarkeit. Nun könne man auf das Archiv der Austria Presse Agentur und den parteieigenen Server zugreifen und E-Mails verschicken. Das World Wide Web war 1994 im Wahlkampf angekommen, doch der Wahlkampf noch nicht im World Wide Web. Seitdem hat sich viel verändert, dennoch gilt:

Wahlen werden offline gewonnen – oder verloren. „Man muss im Wahlkampf das dominante Medium dominieren. Es gab noch keinen österreichischen Wahlkampf, bei dem das dominante Medium das Internet war“, sagt Stefan Bachleitner von der PR-Agentur Skills und Wahlkampfleiter von Heinz Fischer.

Wichtig bleibt die Übertragung in die analoge Welt. „Eine gute Kampagne hat immer Offline-Wirkung. Darum geht es ja“, sagt der Wahlkampfexperte Yussi Pick. Derzeit werden Online-Kampagnen vor allem zur Mobilisierung von Anhängern verwendet. Um breiter von Online-Aktivitäten zu

profitieren, müssen sich die Parteien ändern: „Österreichische Parteien machen sich keine Gedanken dazu, was sie von den Leuten wollen, außer, dass sie ein Kreuzer machen. Dazu fehlt allen Parteien in ihrer Organisationsstruktur eine Öffnung, sie sind geschlossene Systeme“, erklärt Pick.

Während sich die Oppositionsparteien leichter tun, fällt es den Regierungsparteien ÖVP und SPÖ bedeutend schwerer, online mit den Wählern zu kommunizieren. „Regierende Parteien haben mehr Möglichkeiten, sich in traditionellen Medien Gehör zu verschaffen. Deshalb sind Oppositionsparteien experimentierfreudiger“, sagt Pick.

Dies habe sich auch in den USA gezeigt. Besonders aktiv im digitalen Wählerkontakt: die FPÖ. Sie hat sich mit dem Facebook-Auftritt von Heinz-Christian Strache, ihrer Website, dem eigenen Internetfernsehsender und einer Zeit-

schrift eine kleine Medienwelt aufgebaut. Für Pick ist diese „Wahrnehmungsblase“ auch deswegen so erfolgreich, weil die FPÖ damit einen Safe Space für Menschen geschaffen hat, die so denken, wie die Freiheitlichen Politik machen. Dort werden sie wenige Gegenargumente hören.

Bachleitner sieht darin eine „Echo-Kammer“, in der auch eigene Regeln gelten. „Der FPÖ-Funktionär, der Rechtsaußen-Sprüche postet, hilft nicht in der Öffentlichkeit. In seiner Blase verfestigt er aber ein Weltbild.“

### Kontrolle und Botschaft

Doch auch in Österreich wird der durch das Internet beeinflusst: Twitter habe über Journalisten auch eine meinungsbildende Komponente, sagt Bachleitner, im letzten Wahlkampf war das bei den Neos gut ablesbar: „Sie haben über eine Meinungsbilderstrategie eine Relevanz und Aufmerksamkeit erreicht, um in den Nationalrat einzuziehen.“ Auch manchem Regionalpolitiker gelingt es,

so über eine Wahrnehmungsgrenze zu kommen. Auf der anderen Seite werde von Politikern durch die Online-Tätigkeit eine höhere Integrität der eigenen Persönlichkeit gefordert.

Ein Problem für die Parteien ist aber auch die mangelnde Kontrollierbarkeit von Kampagnen im Web. „Parteien haben den Zwang Botschaften zu kontrollieren und Dinge abzutesten. Das ist laut Pick „ein Ding der 90er-Jahre-Spindoktoren“. Dabei ist die Sorge nur zum Teil begründet: „Wenn man eine starke Botschaft hat, dann muss man sich um die Message Control nicht so viel Sorgen machen.“

Es herrscht ein Zwiespalt. Bachleitner: „Wir haben in Österreich in der Tendenz das etwas ambivalente Verhältnis, dass die Parteien nicht das volle Potenzial der sozialen Medien nutzen, aber gleichzeitig relativ übersteigerte Erwartungshaltungen davon haben, was mit sozialen Medien möglich sein könnte. Trotz dieser überzogenen Vorstellungen gibt es eine systematische Unternutzung.“



## Ein Präsident setzt auf Big Data

Politisches Konsumverhalten: Obama ist Meister in zielgenauer Wähleransprache

Christoph Prantner

Die US-Präsidentschaftswahl von 2008 war bloß eine Aufwärmrunde für seine Zwecke von 2012 dagegen gilt als eine Art Super Bowl aller bisherigen digitalen Politikampagnen. In beiden Fällen hieß der Champion Barack Obama, weil er es verstand – ähnlich wie John F. Kennedy 1960 in Sachen Fernsehen –, die Kraft einer neuen Technologie für seine Zwecke zu nutzen. Dabei kombinierte Obamas Kampagnenmanager Jim Messinas alles, was fit und frisch war in Social Media, Big Data und Konsumentenanalyse.

■ **Personal** Statt Politikern stellten IT-Spezialisten, Datenanalysten und Softwareentwickler einen guten Teil der Mitarbeiter in Obamas Wahlkampfzentrale im Prudential-Plaza-Hochhaus, Downtown Chicago. Sein Chief Technical Officer Harper Reed arbeitete zuvor für eine Online-T-Shirt-Firma.

„Chefwissenschaftler“ Rayid Ghani kam vom Beraterunternehmen Accenture, dort war er auf das Verbraucherverhalten im Einzelhandel spezialisiert.

■ **Organisation** Die Softwareentwickler des Präsidenten bauten eine Art internes soziales Netzwerk („Dashboard“) für Obama-Unterstützer auf. In dieses wurden alle Daten aus der 2008er-Kampagne integriert und um neue, zum Teil aus den Social Media, den Wählerregistern, aus Telefonbefragungen oder durch lokale Wahlkampfbüros generierte Informationen ergänzt. Daneben kauften Obamas Info-Eichhörner auch personenbezogene Datensätze von Privat Anbietern vor allem aus den entscheidenden Battleground-Staaten zu.

■ **Analyse** Aus diesen Informationen machten die Datenschürfer des Präsidenten pures Wahlkampf-Gold, indem sie das politische Konsumentenverhalten von

Bundesstaaten auf Wahldistrikte, einzelne Straßenzüge und sogar Haushalte herunterrechnen konnten. Ein großer Teil der potenziellen (und gläsernen) Wähler konnten dadurch zielgenau nach seinem jeweiligen Geschlecht, nach seinen Gewohnheiten, Vorlieben und Einstellungen angesprochen werden – gelegentlich samt Haustier mit Namen inklusive.

■ **Zugang** Obama hatte im Wahlkampf 34 Millionen Facebook-Fans und 24 Millionen Twitter-Follower. 98 Prozent der US-amerikanischen Facebook-Nutzer waren mit jemandem befreundet, der Obama-Fan war. Insbesondere in der Gruppe der Jungwähler (18 bis 29 Jahre) waren die Hälfte nicht über das klassische Kampagnen-Werkzeug Telefon oder durch TV-Spots erreichbar, wohl aber durch Facebook-Posts und Tweets.

■ **Spenden** Obama nahm 2012 allein über das Internet 690 Millionen US-Dollar an finanziellen Zu-



Barack Obama – millionenfach über die Social Media verbreitet – bekam vor allem dadurch Zugang zur jungen Wählerschaft. Foto: Reuters

wendungen ein. Das waren an die 200 Millionen mehr als 2008. Insgesamt kam die Kampagne auf mehr als eine Milliarde an Spendeinnahmen – ein bisher nie da gewesener Wert, den vor allem die „Spenden“-Buttons im Internet möglich gemacht hatten. Durchschnittsspende online: 156 Dollar.

Obamas Gegner, der Republikaner Mitt Romney, setzte ebenfalls stark auf eine digitale Kampagne,

brachte aber nichts Vergleichbares zustande und verlor die Wahl mit deutlichem Abstand.

Barack Obama dagegen kann auch heute noch auf seine Kampagnenpower im Internet setzen: Immer wenn er ein Thema in seinem Sinne voranbringen will, schreiben First Lady Michelle Obama oder der Präsident höchstpersönlich eine E-Mail an ihre Millionen Unterstützer.

## Die Liebe, Flirts und Freundschaften in Zeiten des Internets

„Hello (again)“ oder – Hommage à Steve Jobs und Macintosh von Julian Palacz: Mittels eines Scripts wird der legendäre Schriftzug „hello“ auf den Schreibtisch der Mac-Benutzer zurückgebracht. Wer dieses „hello“ haben will, kann auf [julian.palacz.at](http://julian.palacz.at) das Skript herunterladen. Keine Bange – die Icons werden wieder auf die Originalposition zurückgestellt.

Foto: Julian Palacz



## „Bist du noch wach?“ – Gesehen: 04:06

Kommunikationsmittel verändern die Art, wie wir miteinander kommunizieren. Das führt zu neuen Phänomenen wie digitaler Eifersucht, die uns dazu bringt, die privaten Nachrichten unserer Partner zu lesen und deren Facebook-Freunde zu stalken.

Florian Gossy

Sabine schläft nicht gut, sie wacht dauernd auf. Ihr Freund war mit ein paar anderen Männern Fußball schauen, um kurz nach Mitternacht war er aber daheim. Hat er zumindest geschrieben. Um vier Uhr wacht sie wieder auf, geht auf die Toilette, greift zum Handy und sieht: Matthias ist aktiv.

So heißt das auf Facebook, wenn jemand in diesem Moment online ist. Die beiden schreiben einander immer Nachrichten auf Facebook. Dabei sollte er doch eigentlich schon schlafen? Sie ist unsicher, schreibt: Bist du noch wach? Keine Antwort. Aber: „Gesehen: 04:06“ steht dort. Er hat die Nachricht gelesen, sagt Facebook. Das kann alles und nichts heißen. Es kann bedeuten, dass er bei

einer anderen Frau ist. Es kann bedeuten, dass es doch ein paar Bier mehr geworden sind, die er mit seinen Freunden getrunken hat. Es kann aber auch bedeuten, dass er einfach nur aufs Klo gegangen ist, genau wie sie auch.

Die Kommunikationsmittel, die wir verwenden, verändern unsere Kommunikation. Eine Studie der Uni Köln zeigt, dass das Phänomen „digitale Eifersucht“ immer häufiger vorkommt.

Dabei ist die Nutzung am Anfang harmlos, sogar oft nützlich. Es gibt viele Gründe, warum man sich bei Facebook registriert, etwa um die Fotos der Verwandten aus Australien zu sehen oder um mit Kollegen von der Uni Skripten und Lerntipps auszutauschen.

Und plötzlich ist man mittendrin. Das Kommunikationsmittel nimmt immer mehr Platz im Leben ein. Sabine kontrolliert, wann Matthias zuletzt online war. Er ärgert sich, wenn sie sich mit einem neuen Mann befreundet, den er nicht kennt oder nicht zuordnen kann. Auf Facebook ist fast jeder ein Freund, eine Freundin. Die Maschine trennt nicht in „entfernte Bekannte“, „berufliche Kontakte“ oder „bester Freund“. Wer miteinander verbunden ist, ist für die Außenwelt ein Freund – egal, ob man 30 oder 3000 hat.

Sachen werden auf einmal wichtig wie das Feld, in dem man eintragen kann, ob man in einer Beziehung ist und mit wem. Sabine beginnt zu spekulieren, warum sich Matthias weigert, auf sein Profil den Satz „in einer Beziehung mit Sabine“ zu stellen, obwohl sie das will. Will er sich die Möglichkeit offenhalten, mit anderen Frauen zu flirten, weil seine offengelegte Beziehung andere Frauen abschrecken kann?

Immerhin könnte sich auf Facebook ja ein Flirt ergeben.

Wird Matthias in der Beziehung unsicher, sucht er Bestätigung – und findet sie in Sabines Facebook-Nachrichten. Die liest er manchmal, wenn sie ihr Handy irgendwo liegen lässt. Sabine stalkt alle Frauen, die regelmäßig Posts auf der Seite von Matthias liken. Sie beobachtet, welche Fotos Matthias gefallen. Beide machen das, weil sie Gelegenheit dazu haben.

## Stalking aus Gelegenheit

Draußen, in der richtigen Welt, kämen sie nie auf die Idee, einander nachzuspionieren. Doch im digitalen Raum ist es nur ein Griff zum Computer, ein Klick auf der Maus, um den Partner zu überwachen. Es wird einem User einfach gemacht, seiner Neugierde nachzugeben und dabei Grenzen zu überschreiten, wie es sonst vielleicht nicht passieren würde.

Diese digitale Eifersucht kann zu realen Beziehungsproblemen führen. Sabine fragt nach der durchwachten Nacht, was er um vier Uhr früh an seinem Handy gemacht hat. Matthias fühlt sich

kontrolliert und wird ärgerlich. Tatsächlich werden Bedeutung und Intensität der Handlungen in sozialen Netzwerken oft falsch eingeschätzt. Studien besagen, dass das an der asynchronen und textbasierten Kommunikation liegt. Es fehlen Mimik und Gestik, wichtige Gradmesser in der direkten Kommunikation. Dazu kommt die Geschwindigkeit, mit der kommuniziert wird und mit der Antworten verlangt werden.

Das alles entbindet Sabine und Matthias nicht von der Verantwortung, die persönlichen Grenzen des anderen zu respektieren. Den anderen sollte man auch dann nicht überwachen, nur weil man es kann. Aber die Verlockung wird größer, je einfacher der Zugang wird. Die neuen Kommunikationsmittel erfordern, dass sich User stärker selbst kontrollieren, nicht jeder Neigung nachgeben.

Matthias sagt jedenfalls, er war nur am Klo. Sie bleibt trotzdem misstrauisch. Um sie zu beruhigen, ändert er seinen Beziehungsstatus. Alle seine „Freunde“ sehen jetzt, dass er mit Sabine in einer Beziehung ist.



## Wisch nach rechts – und der Flirt ist weg

Auf dem Smartphone wird Online-Dating zum kurzweiligen Zeitvertreib, der immer mehr Twens erreicht

Fabian Kretschmer

Ein Blick aufs Handy – und der Jungesellenträume beginnt: Agnes (28), schwarzes Kleid, gewinnendes Lächeln. Aber ein Selfie im Badezimmerspiegel? Geht mal gar nicht – next! Zwei Sekunden später poppt das Profil von Julia auf (23). Victory-Pose vor weißem Sandstrand. Ganz schön angeberisch – next! Vielleicht Theresa (24), brünett, schüchterne Rehaugen?

Tinder nennt sich das nächste, große Ding der Generation Y. Die Flirt-App passt wie maßgeschneidert für die Bedürfnisse der Technologieaffinen, Hochkommunikativen und in allen Lebenslagen Unverbindlichen. Quasi Online-Dating fürs Smartphone, nur

kommt Tinder nahezu ohne all das aus, was klassische Flirtportale sonst kennzeichnet: langwierige Anmeldungen, ellenlange Formulare über die eigenen Hobbys und Lebenslaufstationen, und am Ende schlägt ein Algorithmus alle paar Tage einen vermeintlich passenden Partner vor.

Tinder hingegen schaut aus wie ein Glücksspiel und funktioniert auch so: Die App verbindet sich automatisch mit dem Facebook-Account des Users und reduziert sein Profil aufs Rudimentäre: Vorname, Alter und eine Handvoll Fotos. Weitgehend willkürlich werden dem Nutzer nun die Profile anderer Nutzer aus der näheren Umgebung geschickt, die er dann in Sekundenschnelle bewerten kann: Wer das Display nach

rechts wischt, vergibt einen virtuellen Korb; nach links wischen bekundet Interesse. Wenn sich zwei Nutzer gegenseitig attraktiv finden, wird man benachrichtigt und kann einen Chat starten.

Das sei im Grunde wie im echten Leben, sagte Sean Rad, 27-jähriger Geschäftsführer von Tinder, in einem Interview mit dem Magazin *Businessweek*. Wenn man auf der Straße entlanggehe und potenzielle Partner sehe, würde nämlich die innere Stimme im Kopf auch ständig mitbewerten: „Ja, nein, ja, nein.“

Allein in den USA erhält Tinder nach Firmenangaben alle anderthalb Monate einen Zuwachs von einer Million, zu gleichen Teilen männlichen und weiblichen Nutzern. Weltweit werde täglich rund

500 Millionen Mal „über das Display gewischt“. In Österreich wird vor allem im urbanen Raum „getindert“, vornehmlich in Wien.

Genau wie Facebook an amerikanischen Eliteuniversitäten seine kritische Masse an Nutzern erreichte, starteten die Tinder-Gründer ihre App im Herbst 2012 bei den berühmtesten Party-Unis des Landes. Dort versuchten sie gezielt, die attraktivsten Studentinnen von der App zu überzeugen, die aber allesamt ablehnten.

Spätestens im Juli 2013 ging der Marketingplan auf, als die *New York Post* die amtierende Miss USA auf ihr Cover hievte, nachdem sie auf Tinder „erwischt“ wurde. Ihr lakonischer Kommentar: „Auch Schönheitsköniginnen fühlen sich einsam.“



▲ „Algorithmic Search for Love“: Eine von Julian Palacz entwickelte Suchmaschine findet Sätze in Filmen. Foto: Julian Palacz

## Drei Generationen im World Wide Web

## HELMUT HUBENY (75)

studierte Physik, unterrichtete später an der TU Wien und an einer HTL. Heute ist der Ingenieurkonsulent für Kunststofftechnik in Pension. Er ist verheiratet und leidenschaftlicher Internetnutzer. Seine Frau verweigert das Netz.

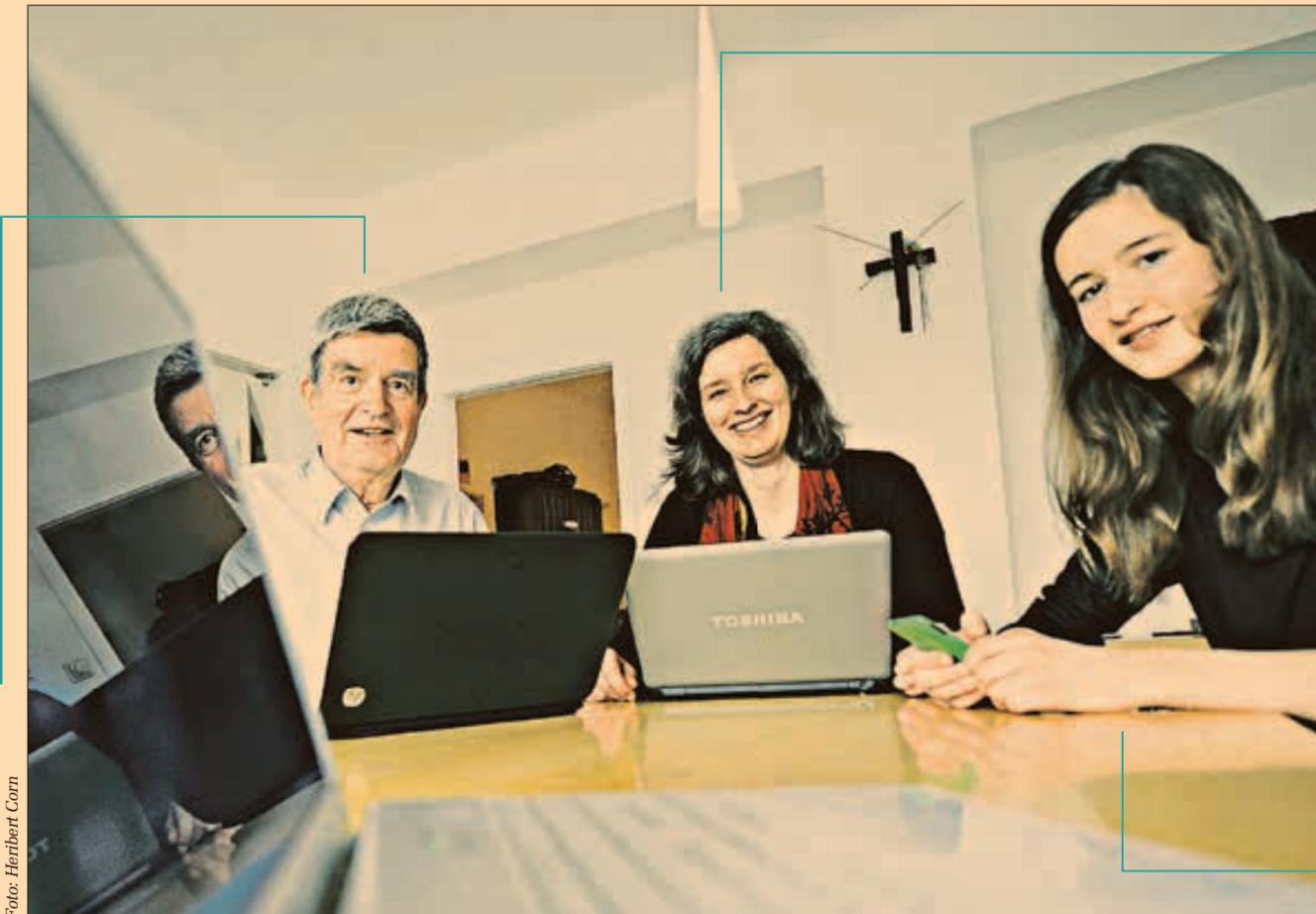


Foto: Heribert Corn

## BRIGITTA HÖPLER (47)

studierte Kunstgeschichte, schreibt Texte, organisiert und leitet Schreibseminare. Sie ist verheiratet und hat zwei Töchter.

## RUTH HÖPLER (17)

besucht die siebente Klasse eines Gymnasiums und nutzt das Internet in erster Linie in ihrer Freizeit.

## „Gar nicht cool, wenn der Opa mitliest“

Großvater, Mutter und Tochter, drei Generationen über ihr User-Verhalten. **Brigitta Höppler** schätzt die Netzwerkmöglichkeiten. Tochter **Ruth** recherchiert für Referate. Opa **Helmut Hubeny** war einmal beinahe süchtig. Die Fragen stellte **Rosa Winkler-Hermaden**.

**STANDARD:** In Ihrer Wohnung gibt es vier Computer, aber keinen Fernseher. Eine bewusste Entscheidung?  
**Brigitta Höppler:** Ich bin schon ohne Fernseher aufgewachsen, habe manchmal damit gehadert, später hab ich es cool gefunden. Seit wir Internet in der Wohnung haben, ist es ohnehin egal, und niemand vermisst irgendetwas.  
**Ruth Höppler:** Heute findet man alles im Internet, da braucht man keinen Fernseher mehr.

**STANDARD:** Sie wurden 1996 geboren und können sich wahrscheinlich gar nicht vorstellen, wie es ist, ohne Internet zu leben. Was macht es aus, ein Digital Native zu sein?

**Ruth Höppler:** Ich musste nicht wirklich lernen, mit dem Internet umzugehen. Ich bin damit aufgewachsen und wusste oft schon vor meinen Eltern, wie bestimmte Dinge funktionieren, weil ich sie einfach ausprobieren habe.

**Hubeny:** Ich hatte Anfang der 90er die ersten Erfahrungen mit einem PC. Damals habe ich mir in meinem Tagebuch notiert, dass ich mich fühlte wie bei Alice im Wunderland. Eine bunte, weite Landschaft, die einem da plötzlich offenstand. Einige Jahre später kam dann das Internet, und ich habe mit E-Mails begonnen.

**Brigitta Höppler:** Bei mir war es auch eine E-Mail. Wir saßen bei Freunden, die schon Internet hatten. Eine gemeinsame Bekannte lebte in London, und plötzlich hieß es, wir schreiben ihr. Ich hab das irrsinnig aufregend gefunden. Reinschreiben und wegschicken? Das kommt an? Ich habe mich gefühlt wie meine Großmutter. Sie hat damals noch ausgemacht, wann ihr Sohn aus Amerika anruft.

**STANDARD:** Ruth, Sie gehen in die siebente Klasse und machen nächstes Jahr Matura. So ganz ohne Recherche im Internet – können Sie sich vorstellen, wie man früher Referate vorbereitet hat?

**Ruth Höppler:** Nein, selbst wenn ich Bücher suche, schaue ich im Internet, wo ich sie herbekomme.  
**Brigitta Höppler:** Da hat sich viel verändert. Ich glaube, dass unsere Referate damals viel eindimensionaler waren. Wir haben pro Referat ein, zwei Bücher gelesen, das war's auch schon.

**STANDARD:** Ist es heute einfacher für die Jugendlichen, sich Wissen anzueignen?

**Hubeny:** Die Bibliothek Internet ist natürlich faszinierend. Als ich meine Diplomarbeit verfasst habe, mussten wir Kollegen auf der Uni anschreiben und um Sonderdrucke gewisser Arbeiten bitten. Heute kann man die Informationen im Internet abrufen. Die Zugänglichkeit ist viel einfacher, nicht nur im fachlichen Bereich, auch bei täglichen Dingen: Fahrpläne, Wetterbericht, Kinoprogramm. Wenn ich heute ein Wort nicht kenne, schlage ich nicht in Büchern nach, sondern tippe es ein. Google weiß alles.

**STANDARD:** Sie sind in Ihrem Alter eher die Ausnahme. Muss Ihre Enkelin manchmal aushelfen, wenn Sie mit Ihrem Wissen anstehen?

**Hubeny:** Auf so große Dinge lasse ich mich nicht ein. (lacht) Aber es gibt schon Situationen, wo ich mich unglaublich ärgern muss. Dass jede neue Version irgendeines Office-Programms dieselben Dinge irgendwo anders versteckt und man wieder neu anfangen muss. Das sind meine Grenzen.

**STANDARD:** Wenn Sie erklären müssten, was das Internet ist, was würden Sie sagen?

**Ruth Höppler:** Es ist eine riesige Datenbank, es gibt keinen Ort, man kann es auch nicht angreifen. Es dient jedenfalls zur Kommunikation.

**STANDARD:** Wie verwenden Sie es?

**Ruth Höppler:** Ich schaue schon sehr oft aufs Handy, auf Facebook, oder ich lese Nachrichten. Außerdem verwende ich WhatsApp, Line, Snapchat.  
**Hubeny:** Was ist das?  
**Ruth Höppler:** WhatsApp funktioniert ähnlich wie eine SMS, nur über das Internet. Man kann auch Gruppenchats eröffnen.

**STANDARD:** Wäre das was für Sie?

**Hubeny:** Sicher nicht, das mag ich nicht. Ich bin einmal Facebook beigetreten, das war 2006. Mein Patenkind hat mich eingeladen, und ich hab mir gedacht, so komme ich mit ihm ins Gespräch. Später haben sich auch die Enkelinnen angemeldet. Wir sind zwar Freunde geworden, aber ich durfte nichts anschauen. Ich habe mitbekommen, dass es gar nicht cool ist, wenn der Opa mitliest. Ich habe mich dann auf Farmville, auf dieses Spiel, eingelassen. So intensiv! Ich habe in Amerika, in Australien lauter alte Tanten gefunden, die das auch spielten. Wir haben uns gegenseitig beschenkt. Das ging so weit, dass ich im Urlaub am Traunsee in der Nacht aufgestanden bin, um meine virtuellen Pflanzen zu gießen.

**STANDARD:** Das klingt schon fast nach Internetsucht!

**Hubeny:** Ich habe Stunden im Internet verbracht. Ich hab dann einen geordneten Rückzug gemacht, bin aber nicht blind ausgestiegen, sondern habe alle meine Pflanzen rückgebaut, habe mich

WAS WOLLEN WIR?

bei allen Freunden höflich verabschiedet und mich bei Facebook gelöscht.

**Ruth Höppler:** Ich wusste, dass du dabei warst. Aber so! Das hast du nicht erzählt!

**STANDARD:** Sie nutzen Facebook hauptsächlich beruflich.

**Brigitta Höppler:** Ja, anfangs habe ich es verweigert, weil ich es blöd fand, wenn Leute die Fotos ihrer Kinder draufgestellt haben. Dann hat mich eine Künstlerin angesprochen, die meine Webseite kennt, und gesagt, dass Facebook was für mich wäre. Ich war skeptisch, habe mich dann aber angemeldet und nutze seither Facebook als Erweiterung meiner Webseite weitgehend beruflich.

**STANDARD:** Nicht zuletzt anlässlich des Megadeals, als Facebook WhatsApp kaufte, werden Datenschutzbedenken laut. Ist das in der Schule ein Thema?

**Ruth Höppler:** Eigentlich nicht, da kam in der Schule wenig. Ich hab einmal ein Referat über Facebook gehalten, aber in Informatik haben wir das Internet nicht wirklich angesprochen. Das ging eher über die Eltern, die mir das vermittelt haben.

**STANDARD:** Achten Sie darauf, was Sie im Internet posten?

**Ruth Höppler:** Ich hab schon geschaut, dass ich die Privatsphären-Einstellungen so sicher wie möglich hab. Ich poste auch nicht so viele Sachen, sondern schaue eher, was die anderen machen.

**STANDARD:** Es gibt auch schon Gegenbewegungen, Leute, die internetfasten und bewusst offline gehen. Würde Sie das reizen?

**Ruth Höppler:** Ich habe einmal mit meinen Freundinnen darüber gesprochen, dass es ein bisschen schade ist, weil man mehr machen könnte, als dauernd irgendwelchen Leuten zu schreiben. Das lenkt einen schon ab.

**Brigitta Höppler:** Ihr seht das durchaus kritisch.

**Ruth Höppler:** Mir ist schon bewusst, dass ich das Internet viel benutze.

**STANDARD:** Wird es irgendwann auch wieder weniger Internetnutzung geben?

**Hubeny:** Nein. Zurück geht sowieso nichts, das lehrt mich die Lebenserfahrung.

**Ruth Höppler:** Ich kann mir nicht vorstellen, dass es noch mehr wird. Vielleicht wird es in der Schule mehr genutzt.

**Brigitta Höppler:** Das hab ich mir bei meiner ersten E-Mail auch gedacht. Ich

frage mich ja immer, was passiert, wenn das weltweite Netz zusammenbricht. Weil irgendwelche Server überlastet sind oder Terroristen einen Cyberkrieg anzetteln. Dann geht nichts mehr. Ich wünsche mir daher, dass es auch weiterhin möglichst viel Reales gibt.

**Hubeny:** Auch bei mir kommen beim Blick in die Zukunft eher negative Gefühle hoch. Viele Entwicklungen sind eher beängstigend. Man soll ja jetzt mit Brillen im Internet surfen können. Mehr reale Welt, weniger virtuelle Welt, das ist ein Satz, den ich sofort unterschreiben würde.

**STANDARD:** Wenn einen Tag lang das Internet nicht funktionieren würde, wo würden Sie es merken?

**Ruth Höppler:** Gleich in der Früh. Da schaue ich zum ersten Mal auf Facebook.  
**Hubeny:** Ich hätte keine neuen E-Mails, das würde mich wundern.  
**Brigitta Höppler:** Einmal hatten wir in der Wohnung Serverprobleme, das hat mich ganz hektisch gemacht, weil ich Anmeldungen für Veranstaltungen erwartet habe. An solchen Tagen bin ich grantig.

Mehr reale Welt, weniger virtuelle Welt. Das ist ein Satz, den ich unterschreiben würde.  
Helmut Hubeny

Einmal hatten wir in der Wohnung Serverprobleme, das hat mich ganz hektisch gemacht.  
Brigitta Höppler

## Wie das Internet Fußballtrainern und Dopingjägern hilft



◀ „Gegenwind“ – aus der Reihe „Suchergebnisse 2nd Edition“ von Medienkünstler Julian Palacz: Was könnten Zeicheneinheiten einer digitalen Formensprache sein? Pixel und Vektor vielleicht. Dabei platziert ein Algorithmus Textfragmente so, dass sie aus einiger Entfernung wieder das ursprünglich gesuchte Wort erkennen lassen.

Foto: Julian Palacz

## „Es geht nicht um zwanzig Likes mehr“

Peter Stöger, der Erfolgstrainer des 1. FC Köln, nutzt das Internet für seinen Beruf. Sein Interesse gilt dem Kontakt zu den Fans und Trainingsinhalten. Statistiken und Analysen können ihm eigene Eindrücke und persönliche Kontakte nicht ersetzen.

Philip Bauer

Peter Stöger hat es gut erwischt. Just als er sich im August 2012 bei Facebook registrierte, begann sein Erfolgslauf als Trainer. So blieb ihm die mitunter garstige Seite der Fußballfans in sozialen Netzwerken bisher erspart, das Wort Shitstorm kennt er nur vom Hörensagen. Behutsam tragen Anhänger Ideen vor, die schärfste Kritik an der Arbeit des Wieners klingt dann so: „Sehr geehrter Herr Stöger, vielleicht sollte man nicht immer nur den Helmes auswechseln, sondern stattdessen mal den Ujah.“

Der Trainer des 1. FC Köln schätzt den direkten Draht zu seinen rund 52.000 Fans: „Ich kann ihnen meine Sichtweise exakt darstellen, ohne auf die Medien angewiesen zu sein.“ Die vielfältigen Reaktionen im World Wide Web saugt er auf, ohne dabei das Augenmaß zu verlieren: „Das Feedback erfolgt rasch und ungefiltert, oft sind Lob oder auch Ärger in der ersten Emotion überzogen.“ Bei aller Wertschätzung der User wird Stögers Arbeit aber nicht durch sie beeinflusst, denn „für die letzte Entscheidung brauche ich kein Facebook. Es geht nicht um zwanzig Likes mehr.“

Stöger konzentriert sich in seinen Mitteilungen auf das Kerngeschäft. Privates will er der Community nicht antun, „es interessiert ja niemanden, was ich gerade koche.“ Also spricht Stöger lieber über Gegner und Spiele. Dass die Fans in puncto Fachwissen aufgeholt haben, ist ihm bewusst. Im Internet zugängliche Analysen und Blogs haben den taktischen Verstand geschärft, „je mehr man über das Thema liest, desto besser wird man sich auskennen.“

Von „einer Mischung aus situativer Offensivdreierreihe und einer typischen 4-4-2-Zweifach-Neun“, wie Kölns Taktik auf *spielverlagerung.de* skizziert wird, möchte Stöger nicht sprechen. „Damit kann ich gar nichts anfangen. Diese Begriffe existieren in

meinem Repertoire nicht. Es gibt Laufwege, Formationen, taktische Anweisungen. Aber man kann es auch kompliziert machen.“ Stöger hat es lieber einfach: „Sich mit wahnsinnig gescheiterten Formulierungen in der Kabine zu profilieren wäre kontraproduktiv. Die Jungs müssen mich verstehen. Zum Glück bin ich nicht so gescheit.“

Taktik-Blogs zählen nicht zu Stögers täglicher Lektüre, im Internet gilt sein Hauptaugenmerk anderen Bereichen: „Über Regionalmedien erhält man relevante Informationen über kommende Gegner, zum Beispiel wenn ein Spieler im Training nicht mitmachen konnte.“ Zudem ist Stöger „permanent am Durchstöbern von Webseiten über Trainingslehre und -abläufe.“ Man müsse allerdings sehr genau wis-

sen, was und wo man sucht. Mehr will Stöger aber nicht verraten.

Die mittlerweile zu jedem Spiel verfügbaren Daten sieht Stöger gerne ein, will sie aber richtig interpretieren: „In welchem Bereich haben wir Ballbesitz? 80 Prozent am eigenen Sechzehner oder 30 Prozent im gegnerischen Strafraum? Das macht einen Unterschied.“ Ebenso sei das Zahlenmaterial bei Transfers mit Vorsicht zu genießen: „Statistiken sind dienlich, aber nichts geht über das Gesehene und einen persönlichen Kontakt.“

Gerade in Köln ist man Daten aber nicht abgeneigt. Das haus-eigene SportsLab dient auch als Kontrollinstanz der Scouting-Abteilung, es erstellt Profile von Profis aus aller Welt. Auf diesem Weg wurde der Brasilianer Pedro Geromel ins Visier genommen. Wenig später galt er als einer der besten Verteidiger der Bundesliga.

WAS WOLLEN WIR?

## Adams weiß, wo du in drei Monaten sein wirst

Die Web-Datenbank Adams erleichtert Dopingjägern die Arbeit und ruft Datenschützer auf den Plan

Birgit Riezinger

Am Anfang war ich überfordert“, sagt Beate Schrott, Hürdensprinterin, Olympia-Achte von London 2012. Die Niederösterreicherin ist eine von rund 1000 Personen in Österreich, die das Online-Meldesystem Adams (Antidoping Administration und Management System) nutzt. „Ich dachte mir: ‚Wie soll ich jetzt wissen, wo ich in drei Monaten bin?‘“

Über eine Web-Datenbank müssen Spitzensportler ihre künftigen Aufenthaltsorte eintragen – bis zu drei Monate im Vorhinein. Während einer via Adams eingetragenen Stunde pro Tag (zwischen 6 und 23 Uhr), muss Schrott für eine Dopingkontrolle an einem bestimmten Ort anzutreffen sein.

Für Österreichs Antidoping-Agentur Nada, bei der die Meldungen der heimischen Sportler zusammenlaufen, bedeutet Adams eine wesentliche Arbeitserleichterung. „Die Informationen sind jederzeit abrufbar. Anders wäre ein modernes Dopingkontrollsystem nicht möglich“, sagt Michael Mader, Leiter des Dopingkontrollsystems der Nada.

### Ende der Zettelwirtschaft

2005 führte die Welt-Anti-Doping-Agentur (Wada) Adams ein. In Österreich wurde es von 2006 an Schritt für Schritt eingesetzt. Adams' Vorgänger war quasi die Zettelwirtschaft. Bis dahin mussten die Sportler ihre Aufenthaltsorte in Formblätter eintragen und per Fax an die Antidoping-Agentur übermitteln. „Vom Zeitauf-

wand her ist Adams keine Verschlechterung für die Sportler“, sagt Mader. Verpflichtend ist die Nutzung von Adams für Österreichs Spitzensportler nicht. Aber die meisten verwenden das Web-System, das seit kurzem auch als Handy-App verfügbar ist. Mader: „Wir haben noch ein, zwei Sportler, die uns ein Excel-Sheet schicken.“ Bei der Nada müssen diese Daten dann eben in die Datenbank übertragen werden.

Zwei A4-Seiten dienen als Anleitung für die Anwendung von Adams. „Wer es genauer wissen will, kann sich auch ein 80-seitiges Handbuch durchlesen“, sagt Mader. Zugriff auf die eingetragenen Daten haben der nationale und der internationale Fachverband, die Nada und die Wada. Im Mai 2009 verbesserte die Wada die

Datenschutzstandards, nachdem die EU diese massiv kritisiert hatte. An der Meldepflicht für die Sportler wurde allerdings nichts geändert. Peter Schaar, Bundesbeauftragter für Datenschutz in Deutschland, verglich Adams mit der elektronischen Fußfessel. Noch hat die Wada die Kritiker nicht besänftigt.

Beate Schrott kommt mit Adams mittlerweile klar. Sie gibt ihren Aufenthaltsort grundsätzlich mit zu Hause an, wenn sie es noch nicht besser weiß. Die Angaben ändern kann sie kurzfristig. „Jeden Abend vor dem Schlafengehen checke ich die Daten.“

www.nada.at

Eine Internet-Datenbank hilft beim Aufspüren jener, die sich durch Doping illegal stärken.

Illustration: Klausner



## Wie das Netz Bildung und Denken beeinflusst

# Moocs: Der große Hype um die Zukunft der Hochschulbildung

Es war eines der großen Versprechen des Webs – endlich ein Weg, allen Internetnutzern Zugang zu Bildung, auch an den teuersten Top-Unis, zu ermöglichen. Das Problem der Moocs, der Massive Open Online Courses, könnte aber ausgerechnet das „Massive“ an ihnen sein.

Frank Herrmann aus Washington

Wer verstehen wolle, wie die USA von einem Verbund 13 verschlafener Kolonien zu einer Weltmacht aufsteigen konnten, der müsse die Geschichte des amerikanischen Kapitalismus studieren. Es klang nicht sonderlich aufregend oder gar originell, wie Edward Baptist und Louis Hyman für ihren Kurs warben, aber solide. Überzeugt hat mich der Name der Uni, an der die beiden Historiker lehren: Cornell University, also Ivy League, akademisches Spitzenniveau.

Zwei, drei Klicks am Computer, und die Anmeldung war erledigt. Acht Wochen wird er dauern, der Kurs *American Capitalism: A History*, bei edX unter der Kennziffer HIST1514x geführt. Zeitaufwand: vier Stunden pro Woche. Wer ein Zertifikat haben möchte, muss einen Obolus entrichten. Wer sich allein mit dem Wissen begnügt, für den gilt der Nulltarif.

## Der „Goldstandard“ bleibt

Die Rede ist von einem Mooc, einem Massive Open Online Course. Moocs stehen jedem offen, der Zugang zum Internet hat, weltweit, ohne Einschränkung. Manche halten sie für die Zukunft der amerikanischen Hochschulbildung, zumal die Studiengebühren der Unis in astronomische Höhen klettern, bis auf über 50.000 Dollar pro Jahr. Andere sind deutlich verhaltener, vor allem fürchten sie eine Verwässerung akademischer Standards. Aber nur wenige würden John L. Hennessy widersprechen, dem Rektor der Uni Stanford, der 2012 prophezeite: „Da kommt ein Tsunami auf uns zu.“

Onlinekurse sind nichts Neues. Es ist mehr als zwanzig Jahre her, dass die University of Phoenix, die Pionierin auf dem Gebiet, damit zu experimentieren begann. Neu ist der Eifer, mit dem sich die besten Unis des Landes der Möglichkeiten des Internets bedienen. Ein Meilenstein war, im Herbst 2011, ein Kurs über künstliche Intelligenz, angeboten von Sebastian

Thrun, einem aus Deutschland stammenden Stanford-Professor, der in seinem Wohnzimmer eine Kamera aufbaute und für Skizzen anstelle einer Tafel Servietten benutzte. Nach 160.000 Anmeldungen bat die Uni, keine weiteren Teilnehmer aufzunehmen. Der Erfolg veranlasste Thrun, eigene Wege zu gehen. Finanziert mit Wagniskapital aus dem Silicon Valley, gründete er die digitale Plattform Udacity.

Kurz darauf zog Stanford nach, gewann unter anderem Penn State und Princeton als Partner und gründete den Konkurrenten Coursera. Schließlich hoben Harvard und das Massachusetts Institute of Technology edX aus der Taufe, ein Non-Profit-Netzwerk, dem sich mittlerweile auch das kalifornische Berkeley angeschlossen hat.

Ziel sei eine Demokratisierung der Bildung, warb Hennessy nach dem Startschuss. „Während der Goldstandard erhalten bleibt, kleine Klassen mit großartigen Lehrmeistern, werden sich Onlinekurse als effektives Lernumfeld erweisen.“ Wer an überfüllten Hörsälen zweifelte, argumentieren die Anhänger der Moocs, bekomme eine echte Alternative geboten. Und nicht zu vergessen, welche Türen die digitale Revolution in benachteiligten Weltgegenden öffnet. Hennessy sagt es mit der Metapher eines Bewohners der Mongolei, „der erstklassig denken kann und bereit ist, aus eigener Kraft Berge zu versetzen, aber in der Mongolei einfach nicht den Kurs bekommt, der ihm weiterhilft“.

Was die Skeptiker von dem Hype halten, hat niemand prägnanter formuliert als die Philosophieprofessoren der San José State University, einer staatlichen Hochschule im Silicon Valley. Vor zehn Monaten war das, in einem offenen Brief protestierten sie gegen das Projekt Justice X, die Mooc-Version der Lektion Soziale Gerechtigkeit, wie sie die Har-

vard-Koryphäe Michael Sandel ins Internet stellte. „Weder haben wir ein pädagogisches Problem, das Justice X lösen könnte, noch mangelt es uns an Lehrkräften, die fähig sind, Äquivalentes zu lehren“, stand in dem Schreiben. Ließen sie Sandel gewähren, so die Wissenschaftler, wären sie selbst nur noch bessere Hilfskräfte. Und: „Der Gedanke, dass an verschiedenen Philosophie-Instituten quer durchs Land ein und derselbe Kurs Soziale Gerechtigkeit gelehrt wird, ist schlicht beängstigend.“

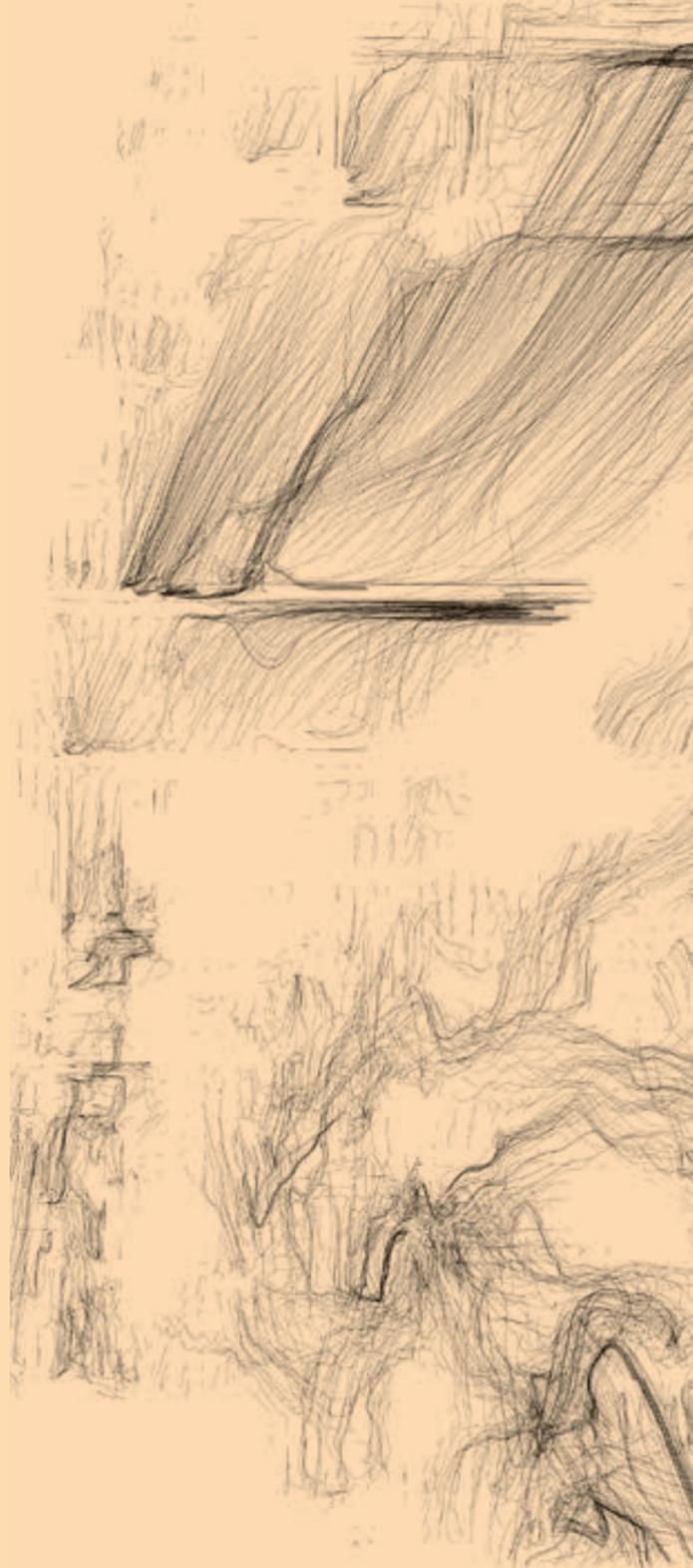
Was wohl aus dem täglichen Gespräch der Dozenten mit ihren Studenten werde, fragen die Kritiker, aus Kontakten, die vor allem in der angelsächsischen Uni-Welt bemerkenswert eng und erfrischend unkompliziert sind. Wer vertieft sich noch in Bücher, wenn er sich bequemer Videos ansehen kann? Sinkt das Niveau? Wie viel Kommunikation geht verloren, wenn Lehrende und Studierende nicht mehr im selben Seminarraum sitzen? Wie kann man sinnvoll über Stoff diskutieren, wenn man tausende Kommilitonen hat?

In Internetforen, beantworteten Mooc-Fans die letzte Frage, lasse sich auch recht gut streiten. Im Übrigen sei es zweifellos ein Plus, wenn Colleges der zweiten oder dritten Liga direkt auf das Wissen der Ivy League zugreifen können.

Hennessy verwies nicht zuletzt auf den ökonomischen Nutzen, als die Mooc-Welle zu rollen begann. Amerika leiste sich einfach zu viele Universitäten, die versuchten, Forschungseinrichtungen zu sein. Lange wäre das wohl nicht mehr bezahlbar. Wenn aber einige Elitehochschulen die Forschungslast des gesamten Systems schulterten, könnten etliche schlechter finanzierte abspecken. Inzwischen liegen Zahlen vor, die die der anfänglichen Euphorie einen Dämpfer versetzen. Bei Coursera halten nur vier bis fünf Prozent der Onlinestudenten bis zum Kursende durch.

Auch John Hennessy zeigt eine gewisse Ernüchterung. Das Massive an den Moocs, gibt der Informatiker zu bedenken, sei wohl der falsche Weg, so verhege den meisten Teilnehmern die Lust. Die Moocs müssten kleiner werden.

WAS WOLLEN WIR?



▲ Für die „Surveillance Studies #1“ hat Julian Palacz Daten über bewegte Objekte aus einminütigen Überwachungsvideos mit feinen Linien auf Transparentpapier illustriert und so die Bewegung des Videos destilliert. Foto: Julian Palacz

## Wenn die Fische furzen

Man sagt zwar sprichwörtlich, dass jemand „stumm wie ein Fisch“ ist, doch können so schweigsame Tiere wie Fisch und Hase sehr wohl auch miteinander kommunizieren.

Gudrun Springer

**Frage: Kommunizieren Fische miteinander?**

**Antwort:** Ja, das tun sie, allerdings sehr viel über optische Signale: Einige werben zum Beispiel um Artgenossen, indem sie bunte Flossen aufrichten und ihr Farbmuster zeigen. Forschungen zufolge gibt es auch Fische, die sozusagen über Fürze kommunizieren – genau genommen pressen die Tiere dann Luft aus ihrer Schwimm-

blase hinaus und erzeugen damit pulsierende Geräusche – und diese sogar in verschiedenen Tonlagen.



präsentiert von DER STANDARD

**Frage: Und wie warnen Kaninchen einander?**

**Antwort:** Sie klopfen mit den Hinterläufen (also den Hinterbeinen) auf den Boden. Die nächste Ö1-„Kinderuni“ am Sonntag um 17.10 Uhr widmet sich dem Thema „Wie lebten Kinder im alten Griechenland?“ Am Samstag im STANDARD. <http://oe1.orf.at> [www.kinderuni.at](http://www.kinderuni.at)

## Einfache Fragen bitte nicht googeln!

Der Einfluss des Internets auf das Gehirn oder: Warum Multitasking schlecht ist

Alois Pumhösel

Der Begriff Multitasking bezeichnet die Fähigkeit eines Betriebssystems, mehrere Aufgaben nebenläufig auszuführen“, erklärt Wikipedia. Eine Arbeitsweise, die die Rechenmaschinen auch ihren Benutzern aufzwingen. Der stetige Wechsel zwischen Mails und Browserfenstern hat aber auch seinen Preis.

„Unser Gehirn hat ein vergleichsweise kleines Arbeitsgedächtnis“, sagt der Neurobiologe Martin Korte von der TU Braunschweig im STANDARD-Gespräch. „Es dient als Portal für die Informationsflut unserer Umwelt, das nur einlässt, was zwischengespeichert werden kann.“

Füllt man das Arbeitsgedächtnis nun mit Informationen zu

mehreren gleichzeitigen Tätigkeiten, wird für jede ein eigener Teil des Speicherplatzes reserviert. Das geht auf Kosten der Qualität: „Man erreicht nicht die gleiche kognitive Tiefe wie bei einer Aufgabe“, sagt Korte, weil „mehrere neuronale Orchester parallel funktionieren müssen“. Das Gehirn bewerte das als Stress, denn es muss Reize fortwährend verschiedenen Tätigkeiten zuordnen. Und Stress schwächt den Körper.

Und wie verändert das jederzeit abrufbare Wissen im WWW die Arbeitsweise des Gehirns? „Wir haben Probanden, die mit Smartphone und Computer sozialisiert wurden, Fragen gestellt, während sie im Kernspintomografen lagen“, so Korte. Es zeigte sich, dass dabei zuerst analytische Fähigkeiten im Gehirn aktiviert wurden.

„Sie überlegten, wie sie es googeln könnten, überprüften aber nicht, ob die richtige Antwort im Gehirn gespeichert sei.“ Eine Adaption an die Lebenswelt, die bedenklich sei, wenn sie auch bei einfachsten Fragen angewendet werde: Wenn man selbst nichts mehr weiß, ist es schwierig, Neues einzuschätzen. Und wenn die kritische Distanz zum eigenen Wissen fehlt, maß man sich schnell falsches Expertentum an – eine typische Erscheinung der Netzforen.

Neben dem analytischen Vermögen werde vor allem die visuelle Intelligenz trainiert, sagt Korte. Dass die Veränderungen im Gehirn auch klar messbar sind, sei nicht überraschend: „Wann immer wir etwas intensiv lernen, werden sich auch die Verschaltungen im Gehirn verändern.“

Lkw-Mautaufschlag ist im Anrollen Seite 27

Ingrid Brodnig diskutiert mit Postern Seite 36

derStandard.at/Wirtschaft

## Grasser, Schwiegermutter, Jungfrau und Kind

Der Ex-Vermögensverwalter von Karl-Heinz Grassers Schwiegermutter, Norbert Wicki, hat in seiner Einvernahme selbige als wirtschaftlich Berechtigte an umstrittenen Geldern genannt. Er selbst hoffte auf Geschäfte mit Meinl International Power.

Renate Graber

Wien – In der Causa Karl-Heinz Grasser ist wieder die Finanz am Zug. Die Steuerbehörde hat für das Finanzstrafverfahren einen Abschlussbericht erstellt; Grasser wird ja Abgabenverkürzung vorgeworfen. Zu dem Bericht hat Grassers Steuerberater, Thomas Keppert, eine Gegenäußerung eingebracht – zu ihr muss nun der zuständige Finanzbeamte Stellung nehmen. Grasser beteuert seit Jahren seine Unschuld.

Zu den Beschuldigten rund um die Causa Buwog (es geht um die Privatisierungsprovision) zählt auch der Schweizer Vermögensverwalter Norbert Wicki. Er war Berater von Grassers Schwiegermutter, Marina Giori-Lhota; ihm wird vorgeworfen, Geld aus der Buwog-Provision via Briefkastenfirmen Mandarin Group bzw. Ferint AG verschoben zu haben, was Wicki heftig bestreitet. Es geht dabei um die 500.000 Euro, die Grasser von seiner Schwiegermutter bekommen und veranlagt haben will.

In seiner Einvernahme Ende 2012 erzählte Wicki, wie er zu seinen Kundinnen aus dem Swarovski-Clan kam. Giori-Lhota und ihre Tochter Fiona habe er schon ab 1997 als Anlageberater bei BNP Paribas betreut. Giori-Lhota habe ihm, Wicki, 100.000 Euro „Startkapital“ zur Verfügung gestellt, als er sich selbstständig machte. Vertrauen wurde großgeschrieben: Rückzahlungstermin sei keiner ausgemacht worden, „weswegen es diesbezüglich auch nichts Schriftliches“ gebe. Zurückbezahlt habe er die Starthilfe dann „anlässlich der Übertragung ihrer (Giori-Lhotas; Anm.) Veranlagung bei der Ferint AG“ auf ein anderes Konto, heißt es im Einvernahmeprotokoll. Im Buwog-Gutachten wird das kritisch hinterfragt.

### „Nie Geld für KHG veranlagt“

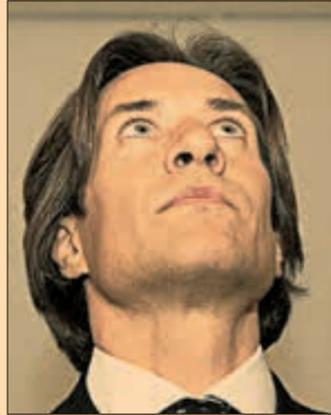
Allerdings hat sich das Verhältnis abgekühlt. „Wegen der Publizität, die das auch gegen mich geführte Ermittlungsverfahren genießt, hat mir Giori-Lhota seitdem kein weiteres Mandat zur Vermögensveranlagung mehr erteilt“, klagte Wicki. Es gibt freilich noch viel tiefere Gräben zwischen den beiden: Während sich Giori-Lhota von dem Geld auf einem Konto der Catherine Participation Corp CPC bei der St Galler Kantonalbank distanziert (dort landeten die 500.000 Euro plus Zinsen), sieht es Wicki ganz anders. Er habe „nie Geld entgegengenommen oder verwaltet, für das Grasser wirtschaftlich berechtigt war“.

Im September 2009 habe ihm „Giori-Lhota schriftlich bestätigt, wirtschaftlich Berechtigte des CPC-Kontos zu sein“. Zuvor habe ihm Grasser mitgeteilt, dass er Geld, das er 2005 von der Schwiegermutter bekommen habe, „in der Ferint AG veranlagt“ habe und „dieses erfolgreiche Investment nun auf Wunsch der Giori-Lhota über mich (...) rückführen wolle, damit ich es (...) weiterbetreue“. Er habe dann mit Grassers Schwiegermutter einen Verwaltungsmandatsvertrag abgeschlossen, derzeit sei das Geld in Aktien und Beteiligungen veranlagt. Wicki: „Ich

geplant. Dazu sollte eine Fiona Pacifico Griffini-Grasser gehörende Mailänder Modefirma in die Schweizer Leo Consulting „überführt werden“. Der habe Grasser „ein Darlehen gegeben, aus seinem bei Meinl International Power (MIP) verdienten Geld“.

Allerdings war dem Beratungsgeschäft keine Fortune beschieden. Sie habe „nur Verluste eingebracht“ und sei „mit meiner Hilfe liquidiert“ worden, so Wicki. KHG habe 275.445,83 Euro zurückbekommen, etwas weniger, als er für seinen Einstieg berappt hatte. „Die verbliebenen Firmenschulden von ca. 54.000 Euro bezahlte Fiona Grasser aus ihrem Vermögen.“

Mit Grasser habe er sich dann noch öfter getroffen: Wicki hoffte, „mit der MIP ins Geschäft zu kommen“. Daraus sollte dann aber



Karl-Heinz Grasser brachte den Schweizer Berater Wicki „in Kalamitäten“.

Foto: Reuters/Bader

„Ich war äußerst ungehalten“, schilderte Wicki, bei einem Treffen mit KHG im Zürcher Restaurant Sonnenberg habe er Informationen verlangt, „weil ich die baldige Beendigung meiner Kalamitäten anstrebte“. Wicki: „Ich wollte von KHG wissen, wieso ich in dieses Verfahren hineingeraten bin, wie die Jungfrau zum Kind.“

nichts mehr werden. Nachdem sein Mandarin-Konto bei der RB Liechtenstein gesperrt worden war, kam es am 3. Dezember 2009 zum Krach zwischen KHG und Wicki.

Die Kalamitäten sind bis heute nicht vorbei. In seiner jüngsten Einvernahme hat Wicki laut seinem Anwalt Herbert Eichenseder seine Aussage aufrechterhalten.

## WER IST GERTRUDE STEIN?

DIE BESTE PARTNERIN DER KÜNSTLERISCHEN AVANTGARDE ZUR JAHRHUNDERTWENDE.

Bild: © Albert Harlingue, Roger Violettepicturedesk.com

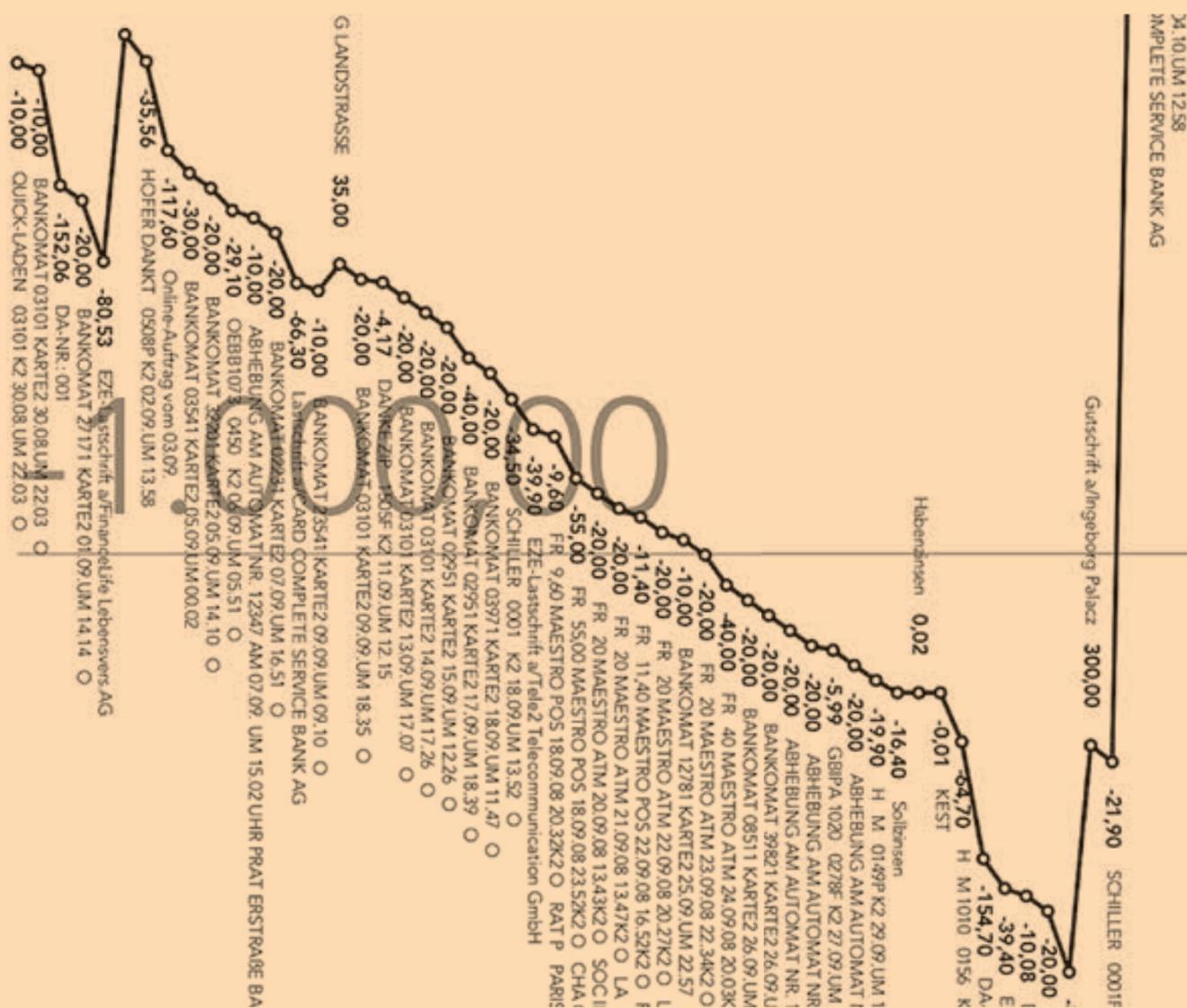
### Vertrauen Sie auf Ihren besten Partner im Zahlungsverkehr.

Wer Großes vorhat, kann sich auf die Business Solution PartnerInnen der BAWAG P.S.K. verlassen. Wie zahlreiche heimische Spitzenunternehmen, die auf unsere Zahlungsverkehrslösungen setzen. Auch für den Erfolg Ihres Unternehmens finden wir den besten Weg. Näheres dazu erfahren Sie unter [www.bawagpsk.com/firmenkunden](http://www.bawagpsk.com/firmenkunden)

Mitten im Leben. Mitten im Business.



## CSI: Internet und die Neuerfindung der Musikbranche



◀ „Ich-Aktie“: In der Werkreihe „Ich und die Bank“ legt der Künstler Julian Palacz seine Kontobewegungen über zwei Jahre detailliert offen. Jede/r kann sehen, wann er mit der Bahn gefahren ist oder Geld vom Bankomaten geholt hat. Immer wieder stürzt der Aktienkurs in die Tiefe und wird durch „rettende Zahlungen“ wieder stabilisiert. Palacz' Werk eröffnet „Einblick nicht nur in mein Konto, sondern auch in mein Leben“.

Foto: Julian Palacz

## NSA treibt Cybergauner auf verdeckte Server

Jedes Jahr verdoppelt sich die Zahl von bekannt gewordenen Delikten, bei denen das Internet eine Rolle spielt. Der NSA-Abhörskandal hat vor allem die Verschlüsselungsvorkehrungen von Gaunern beflügelt.

User sind nach wie vor zu nachlässig.

Michael Simoner

Die angeschnittene Zwiebel, die Troels Oerting, dem Leiter des Cybercrime-Zentrums von Europol, die Tränen in die Augen zu treiben vermag, ist das Logo des TOR-Netzwerkes zur Anonymisierung von Verbindungsdaten. Den Schutz der Privatsphäre im Internet, für den The Onion Routing entwickelt wurde, wissen vor allem seit dem NSA-Abhörskandal auch immer mehr

Cyberkriminelle zu schätzen. Unknackbar sind dieses und andere verschlüsselte Netzwerke für Web-Browsing, Instant Messaging und E-Mails nicht, doch sie erschweren den Fahndern ihre Arbeit massiv. Vor allem der kommerzielle Handel mit Kinderpornografie läuft laut Europol über verdeckte Server.

Der Großteil von verbotenen, kinderpornografischen Inhalten wird allerdings nach wie vor relativ offen in Foren und in sozialen

Netzwerken ohne Gewinnabsicht getauscht. Diese Einschätzung deckt sich auch mit den Berichten des österreichischen Bundeskriminalamtes. 543 diesbezügliche Anzeigen gab es 2012 – 502 waren es im Jahr davor.

Auch den heimischen Cybercops machen Anonymisierungsdienste im Internet das Berufsleben zunehmend schwerer. Dennoch konnte die Gesamtzahl der Anzeigen wegen IT-Kriminalität zuletzt auf 10.231 mehr als verdoppelt werden. Und im ersten Halbjahr 2013 setzte sich der Aufwärtstrend mit 6413 Anzeigen fort. Ein Teil davon betraf die weltweite Online-Drogenbörse Silk Road, deren Hauptverdächtige aus den USA auch Komplizen in Österreich gehabt haben sollen.



Troels Oerting, Chef des Europol-Cybercrime-Zentrums. Foto: APA

Bestellbetrug im Internet ist zwar fast schon Old School in der digitalen Zeitrechnung, führt aber immer noch die Hitlist der Cybergaunereien an. Auf ge- oder verfälschte Webseiten mit Umleitung auf schnell wechselnde Konten fallen jährlich tausende User herein. Auch Love-Scamming, das

statt vorgegaukelter Beziehungen nur Löcher in Gelddörben schafft, steht hoch im Kurs.

Ziemlich gut gemacht ist der vermutlich aus einem rumänischen Software-Labor stammende Polizei-Virus, der auf Webseiten oder in E-Mail-Anhängen lauert und, einmal eingefangen, Computer sperrt und aufforderte, eine Strafe zu zahlen. Der Virus taucht immer noch in mehreren Versionen auf, eine davon sogar mit dem Konterfei des Bundespräsidenten. Wer sich den möglichen Ausweg über eine Systemwiederherstellung nicht zutraut, sollte den lästigen Virus von Spezialisten unschädlich machen lassen. Die vermeintliche Strafe zu zahlen bringt jedenfalls genau gar nichts.

### Hacker im Kriminal

Wie die Polizei-Virus-Abkassierer bewegen sich auch Hacker auf strafrechtlich relevantem Boden. Die Strafen dafür liegen zwischen dem, was in der analogen Welt auf Hausfriedensbruch und Einbruchsdiebstahl steht. Das Delikt „Widerrechtlicher Zugriff auf ein Computersystem“ ist mit einer Freiheitsstrafe von bis zu sechs Monaten. Ist ein Täter Mitglied einer kriminellen Vereinigung, blüht ihm eine Haftstrafe bis zu drei Jahren.

Heimische Cybercops sind oft überrascht davon, wie einfach es Frau und Herr Österreicher Gaunern machen. Viele PCs und Laptops hätten weder Firewall noch Antivirenschutz, vor allem Tablets und Smartphones würden oft überhaupt nicht geschützt. Laut einer Erhebung der OECD über Schlüsselkompetenzen (PIAAC) sind zehn Prozent aller erwachsenen Internet-Nutzer in Österreich lediglich in der Lage, simple Anwendungen wie das Einsortieren von E-Mails zu nutzen.

## „Steve Jobs hat vermutlich die Musikbranche gerettet“

Illegale Tauschbörsen versetzten der Musikindustrie einen Schock – erst iTunes sorgte für Beruhigung

Fabian Schmid

Das gekrauste („nappy“) Haar eines US-amerikanischen Teenagers wurde 1999 Namensgeber für den Erzfeind der Musikbranche: Napster. Unter diesem Usernamen trieb sich Shawn Fanning in Chaträumen herum, um Werbung für seine gleichnamige neue Tauschbörse zu machen. Im Mai 1999 ging sie an den Start, ein Jahr später waren mehr als 20 Millionen Titel verfügbar. Eine kulturelle Revolution, die unvermittelt über die Musikwirtschaft hereinbrach.

Diese hatte gerade ihr umsatzstärkstes Jahr aller Zeiten hinter sich, nun stürzten die Zahlen ab. „Man war schlicht überfordert“,

sagt Hannes Eder, Präsident des Verbandes der Österreichischen Musikwirtschaft (IFPI). Die Branche reagierte vor allem mit Abmahnungen und Drohgebärden, auch in Österreich. Zeitgleich kaufte Bertelsmann 2002 Napster für 85 Millionen Dollar. Erste Beruhigung brachte Apples iTunes, das ab 2003 ein Portal zum legalen Download von Musik bot und durch seine einfache Bedienbarkeit die Massen überzeugte.

„Apple-Chef Steve Jobs hat vermutlich die Branche gerettet“, sagt Eder, der auch die Universal Music Austria leitet, „wenngleich ihn

die Major-Labels durch die Lizenzierung ihres Contents massiv unterstützt haben“. Erst durch die Zusammenarbeit sei der Erfolg des Geschäftsmodells möglich gewesen. Allerdings sind auch zahl-

reiche positive Veränderungen zu vermerken: So wurde durch billigeres Aufnahme-Equipment und soziale Netzwerke die Partizipation am Musikmarkt erleichtert. Jeder konnte seine Platte günstig selbst aufnehmen und verbreiten.

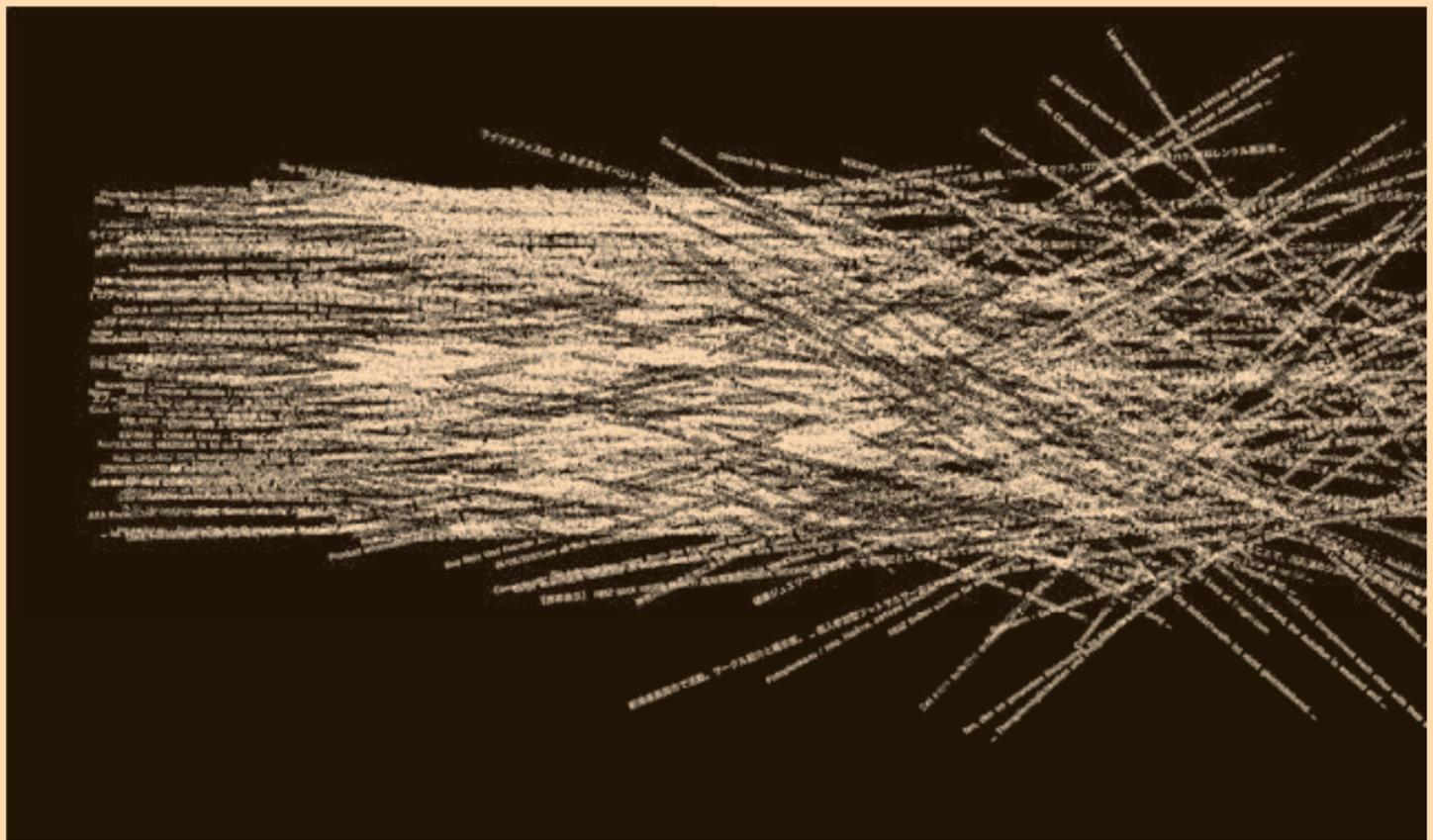
Eine Entwicklung, die primär Indie-Labels zugutekommt, wie Lelo Brossmann von „Wohnzimmer Records“ erklärt: „Dass unter



## Fragmentierte Netze und visionäre Medienkünstler

**Medienkünstler ▶**  
Julian Palacz beschäftigt sich unter anderem mit den Möglichkeiten des Zeichnens auf einer digitalen „Leinwand“. Für seine Arbeiten aus der Reihe „Suchergebnisse“ imitiert er Pinsel und deren Zeicheneigenschaften mithilfe spezieller Algorithmen.

Foto: Julian Palacz



## Abtauchen zwischen Überwachung und Zensur

Die gute Nachricht: Auch die Bedrohung einer exzessiven Überwachung durch US-amerikanische Geheimdienste wird das globale Netz nicht zerreißen können. Die schlechte: Eine globale Einigung zum Thema Datenschutz im Netz ist nicht in Sicht.

Alois Pumhösel

Das Web wird nie wieder das alte sein. Das Bekanntwerden der Überwachungspraxis der US-Geheimdienste hat schlagartig klargemacht, dass keine E-Mail oder Chat-Nachricht, kein Skype-Anruf wirklich privat ist. Konzerne wie Google, Apple oder Facebook, die der NSA zugeordnet haben, müssen sich rechtfertigen und fordern nun „freien Informationsfluss“ ein. IT-Security erfährt einen Boom, das Abwandern der Daten in die Cloud bremst sich ein und preisgünstige Kryptografie-Handys werden entwickelt.

Zweifellos ist mehr Bewusstsein für Privatsphäre im Internet entstanden. Der Schock darüber, dass Tatsache ist, was davor höchstens Verschwörungstheorie war, ruft aber auch Apokalyptiker auf den Plan, die den Untergang des WWW heraufbeschwören. User würden sich in Biedermeier-Manier aus dem Netz zurückziehen, und nationale Abschottung nähme überhand. Meldungen von Plänen zu einem „deutschen Internet“ oder von Vorstößen für europäische Kommunikationsnetzwerke durch die deutsche Kanzlerin Angela Merkel scheinen die These zu stützen.

Derartige Nationalisierungstendenzen würden allerdings „vollkommen überschätzt“, ist der Völkerrechtler und Internet-Rechtsexperte Matthias C. Kettemann überzeugt. „Die Europäer achten darauf, die Souveränität über ihre Daten wieder zu erlangen.“ Es gehe nicht nur darum, sich in der Debatte, die die exzessive Überwachung ausgelöst hat, politisch zu positionieren. „Es ist für die Staaten durchaus geboten, die Grundrechte ihrer Bürger zu sichern, auch gegenüber anderen Staaten.“

Das Argument der USA, dass man die europäische Infrastruktur nicht mit hohen Datenströmen belasten könne, werde durch ihren Ausbau entkräftet, sagt Kettemann, der an der Karl-Franzens-Universität Graz und der Goethe-Universität Frankfurt zu Internet- und nationalstaatlichem Recht forscht. Auch der Bau einer neu-

en Glasfaserverbindung durch den Atlantik zwischen der EU und Brasilien schlage in diese Kerbe.

Ein Ausbau der Netzinfrastruktur soll Europa unabhängiger von den USA machen. In den Worten Merkels, die selbst ein Abhörpfer ist, hört sich das allerdings wie ein Aufruf zum Wettrüsten an: „Wenn wir nicht den absoluten Willen haben aufzuholen, dann wird ein Fadenriss entstehen“, sagt sie. Für hohe Datenschutzstandards müsse man erst die Technologie beherrschen. Ein Anti-Spionage-Abkommen mit den USA strebt Deutschland dagegen nicht mehr an.

Für besorgniserregend halten Experten eine Fragmentierung des Webs durch unterschiedliche nationale Gesetzgebungen, die darin aufeinandertreffen. Ein Film darf

in einem Land downgeloadet werden, im anderen nicht. Da ist Datenschutz gut ausgeprägt, dort blüht die Netzkriminalität. Ein Zustand, der durch das Faktum der Überwachung zum heißen Thema geworden ist. Um eine einheitliche Position zum Datenschutz ringen Ländervertreter im April bei der Net-Mundial-Konferenz in São Paulo in Brasilien. Kettemann plädiert dafür, dass nicht nur Staaten, sondern auch Unternehmen und Zivilgesellschaft aktiv Stellung beziehen.

In Europa solle man sich zudem viel intensiver mit dem neuen Zensurgesetz in der Türkei auseinandersetzen, das Premier Recep Tayyip Erdogan durchs Parlament gepeitscht hat, rät Kettemann. Die türkische Telekommunikationsbehörde könne nun ohne richterliches Urteil bestimmte Internetseiten sperren. Aber nur in autoritären Regimen wie in China oder dem Iran wurde eine weitgehende „Verstaatlichung“ des Internets realisiert. „Dort hat man die technischen und rechtlichen Mechanismen geschaffen, um sich abzukapseln“, sagt Kettemann.



## Die Experimente der Netz-Avantgarde

Projekte des Linzer Medienkunstpreises Prix Ars Electronica loteten früh die Möglichkeiten des WWW aus

Die Technologie entmenschliche ihn nicht, sie bietet neue Möglichkeiten, zwingt ihn zu neuen Wegen, schrieb Peter Gabriel im Jahr 1987 in einem Statement für den Prix Ars Electronica. Im diesem ersten Jahr der Verleihung des Linzer Medienkunstpreises gewann der damals durch den Song *Sledge Hammer* bekannte Entertainer eine „Goldene Nica“ für den kreativen Einsatz neuer Technologien. Das World Wide Web, dessen Entwicklung die Ars Electronica über die Jahre begleitete, öffnete definitiv neue Wege der Interaktion. Der Grad der Menschlichkeit blieb mutmaßlich unberührt.

Ab 1995 gab es beim Prix Ars Electronica eine Kategorie für Net-based Art, in der Pioniere und Avantgardisten der neuen technischen und sozialen Sphäre hervorgehoben wurden. „Viele Themen, die jetzt aktuell sind, wurden in den künstlerischen Projekten vor 15, 20 Jahren vorwegge-

nommen“, sagt Gerfried Stocker, künstlerischer Leiter der Ars Electronica, im STANDARD-Gespräch.

Ein Preisträger von 1997, Steve Mann, hatte etwa die Idee, die Überwachenden zu überwachen. Mit einer selbst gebauten Kamera-Brille wehrte er sich im Projekt *Shooting Back* gegen Kameras an öffentlichen Orten – und erinnert damit an aktuelle Debatten zu Privacy und Google Glass. Bilder soll-

ten in Manns Projekt per Laptop und Funkmodem im Rucksack ins Web übertragen werden.

Die Künstlergruppe „etoy.corporation“, die 1996 für ihr Projekt *Digital Hijack* ausgezeichnet wurde, bewies für Gerfried Stocker besondere Voraussicht. Die Medienkünstler gaben sich den Anschein eines kommerziellen Start-ups und manipulierten Suchergebnisse von Altavista, Infoseek & Co. Sie

legten falsche Fährten und führen noch heute auf Websites, die verkünden: „This is a digital hijack.“ „Derartige Projekte konterkarieren die wirtschaftsorientierte Nutzung des Internets“, sagt Stocker, „und sie thematisieren die Manipulierbarkeit und die Unsicherheit der Datenstrukturen im Netz.“

Jahre später gerieten Kunstprojekt und Wirtschaft aneinander, als ein US-Spielzeughändler die subversiven Künstler von ihrer Domain vertreiben wollte. „Die künstlerische Strategie war aufgegangen. Aus dem Konflikt zwischen kommerziellen Interessen und der Idee des für alle gleichermaßen offenen Raums wurde ein gesellschaftlicher Diskurs“, sagt Stocker. „Und es fanden sich damals Anwälte in Europa, die halfen, ohne Entgelt die feindliche Übernahme zu verhindern.“ Aber trotz Wikipedia und Open Source: „Die Konzerne gehören mittlerweile zu den Siegern.“ (pum)



Die Projekte des Prix Ars Electronica werfen prophetische Blicke in die Evolution der Netzkultur. Im Bild: Projekt „THT particle“ (2011).

Foto: Rubra

# Das digitale Dorf wird 25

Vor 25 Jahren entwarf Tim Berners-Lee das WWW. Seine Erfindung hat revolutioniert, wie wir Wissen sammeln und weitergeben, wie wir mit Menschen kommunizieren und wie wir uns die Zeit vertreiben. Das WWW hat verändert, wie wir Geld verdienen und wie wir Handel betreiben. Arbeitsplätze gingen verloren, Arbeitsplätze wurden geschaffen. Alles ist zusammengewachsen, große Distanzen spielen eine immer kleiner werdende Rolle. Unsere Lebenspartner leben in anderen Ländern und dank neuer Technologien können wir trotzdem live sehen, wie sie die Kerzen auf der Geburtstagstorte ausblasen. Gleichzeitig steht unsere Gesellschaft vor einer Reihe von Herausforderungen. Wie gehen wir mit der Überwachung von allem Digitalen um? Oder ist das einfach die neue Normalität?

## Suchen und Finden

Inhaltsverzeichnisse, von Menschen gemacht, waren es, die uns am Anbeginn durch das WWW navigierten. Da war noch keine Rede von den populären Dienstleistern, die uns heute mehr oder weniger gewünschte Ergebnisse liefern und nebenbei noch unsere Tipp- und Rechtschreibfehler ausbessern. **WolframAlpha** etwa will gar nicht erst nach Begriffen suchen, sondern gleich Fragen beantworten. Es ist schwer, den Überblick zu behalten bei all den Möglichkeiten, die einem Google und Konsorten bieten. Aber irgendwann werden wir uns denken: Angefangen hat es mit der Suche.

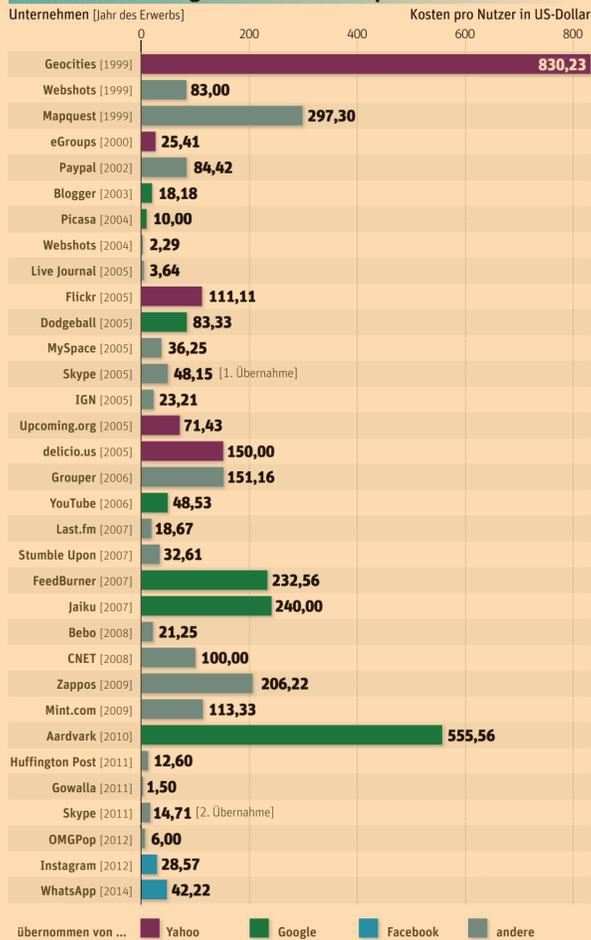
## Erinnern und Vergessen

Die Fotos, die uns betrunken, berauscht oder leichtbekleidet zeigen, bringen uns eines Tages um Job, Partner und Reputation. Das Internet vergisst nichts, so heißt es zumindest. Die Angst ist groß. Doch Studien zeigen, dass das WWW eine recht flüchtige Angelegenheit ist. Aber Paranoia schützt bekanntlich nicht davor, wirklich verfolgt zu werden. Und so plädieren viele Experten für ein digitales Verfallsdatum, eine Art Selbsterstörungsmechanismus für Websites. Jeder hochgeladene Datei soll ein Datum hinzugefügt werden, an dem sie nicht mehr abrufbar sein soll. Die Technologie dafür gibt es aber noch nicht. Bis es so weit ist, zeigt uns archive.org, wie Websites früher ausgesehen haben, zum Beispiel [derStandard.at](http://derStandard.at)

## Überwachen und Freiheit

Das Mobiltelefon fällt hinterher und ist kaputt. Ein neues Gerät wird gekauft, es wird aufgeladen. Wir loggen uns ein und alle Kontakte, Fotos und Nachrichten sind wieder da. Wie praktisch, diese Cloud! Da fällt es einem schwer, empört ob des schamlosen Missbrauchs unserer Daten zu sein, den die großen Geheimdienste dieser Welt betreiben. Da mag man argumentieren: Überwacht wurde ja zu jeder Zeit! Zwischen diesen Polen bewegen wir uns gerade. Doch für jedes neue Maß an Komfort und Möglichkeiten, das wir durch Speicherplatz in der Cloud und GPS-Tracking unserer Lauftrouten gewinnen, wird auch die von uns hinterlassene **Datenspur** breiter und breiter. Durch Big Data werden wir gesünder, und das Leben wird einfacher. Gleichzeitig werden wir auch angreifbarer: Wer weiß schon, welche Querverbindungen die Daten zulassen?

## Wie viel die wichtigsten Übernahmen per Nutzer kosteten

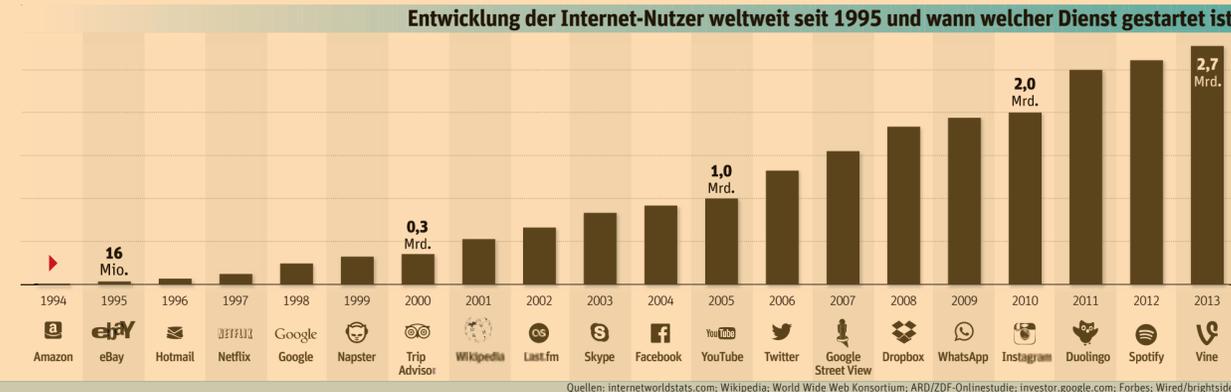
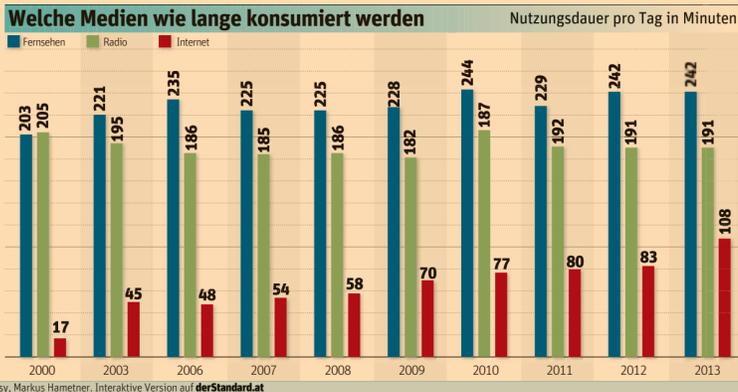


**YouTube**  
Auf YouTube werden pro Sekunde **1 Stunde** an Videos hochgeladen

**f**  
Auf Facebook werden stündlich **10 Millionen** neue Fotos gepostet

**Google**  
sammelt pro Tag **24 Petabyte** an Daten

Pro Tag werden **18 Milliarden** WhatsApp-Nachrichten verschickt



## Endgeräte

Bevor wir aus dem Haus gehen, sagen sie uns das Wetter voraus. Wenn wir zum Termin in die Stadt fahren, weisen sie uns den kürzesten Weg. **Endgeräte** sind zur intelligenten Verlängerung unserer selbst geworden. Manches, wie das Phantomvibrieren, kann ärgerlich sein: Man fühlt das Mobiltelefon in der Handtasche oder im Säckel vibrieren, obwohl es das gar nicht tut. Anderes ist schon eher absurd, etwa wenn der Fernseher darauf besteht, auf die neueste Version aktualisiert zu werden, bevor er einen fernsehen lässt. Dankbar hingegen kann man sein, wenn einen das im Handy eingebaute GPS rettet, weil man sich verfahren hat. Das gesammelte Wissen der Welt, griffbereit in der Hosentasche! Zumindest solange der Akku hält.

## Soziale Präsenz

Selbst die Oscarfeier blieb nicht verschont. Die Moderatorin **Ellen DeGeneres** zückte ihr Smartphone – die Marke (Samsung!) gut sichtbar – und rief eine Riege Superstars zum Selbstporträt auf. Das nennt sich heute **Selfie**. Früher balancierten wir die Analog-Kameras auf Mauersimsen und hatten zehn Sekunden, um ins Bild zu springen. Das Ergebnis war meist unscharf, der Kopf halb abgeschnitten. Heute stellt **Kodak** nicht einmal mehr den Film dafür her. Das **World Wide Web** ist mittlerweile unser Auge und unser Spiegel. Auf Flickr oder Facebook stellen wir unsere Urlaubs- und Partyfotos aus. Wir sind unsere eigene Werbeagentur geworden. Doch bei all dieser technologischen Finesses, düstert unser Auge nach der Imperfektion und Vergänglichkeit vergangener Tage. Mittels **Instagram** oder **Hipstamatic** setzen wir unserer Welt einen Filter auf. Mittels **Photoshop** ersetzen wir Makel, das Foto bildet schon längst nicht mehr die Wirklichkeit ab. Kein Mensch hat drei Beine.

## Unterhaltung

Der Streaming-Dienst **Netflix** brach mit **House of Cards** mit den letzten Regeln. Die 13 Episoden des Polit-Thrillers wurden auf einmal zum Anschauen angeboten, kein wochenlanges Warten auf die nächste Folge, mit **Binge-Watching** gibt es schon einen Trend für das Schauen mehrerer Folgen am Stück. Der Konsument bestimmt das Programm, das er sehen will, und nicht das Programm bestimmt was es zu sehen gibt. Auf **YouTube** werden nicht nur Privatvideos hochgeladen, ein ganzer Zweig von Darstellern lebt von der Produktion von Videos. Viel mehr als eine Digitalkamera und einen Laptop ist dafür nicht nötig. Als das World Wide Web als Standard entwickelt wurde, setzte sich die CD gerade langsam als Musikträger durch. Heute ist selbst das Kürzel **MP3**, das die Musikwirtschaft in eine veritable Krise stürzte, veraltet. Dienste wie **Limewire** oder **Napster** ermöglichen ein den Datenaustausch und Download von Musikdateien für Millionen. Die Musiker sattelten um: Heute wird mit Live-Konzerten und anderen Produkten verdient. Bezahldienste wie Apples **iTunes** sorgten dafür, dass auch der Musikdownload bezahlt wird. Mittlerweile wurden mehr als 25 Milliarden Songs auf **iTunes** heruntergeladen.

## Kommunikation

Das betörende Piepsen eines alten **56,6-kbps-Modems** vergisst man nicht. Damals konnte man einem **E-Mail** noch beim Versenden zusehen. Heute ist E-Mail nur mehr eine von vielen digitalen Kommunikationsplattformen. Möglichst kreativ waren E-Mail-Adressen und **ICQ-Namen** damals, man chattete und war überrascht, wenn jemand antwortete. Nicht der Inhalt, die Funktion war das Highlight. Heute erhält **Facebook** in der Stunde über zehn Millionen Fotos, pro Tag mehr als drei Milliarden Kommentare. E-Mail ist das Hauptkommunikationsmittel geworden, die Post kämpft mit der schwindenden Anzahl von Briefen und achtet unter der steigenden Anzahl der Versandpakete. Irgendwann gab es **Pager** und klobige Mobiltelefone, statt SMS werden nun **WhatsApp**-Nachrichten verschickt, statt telefoniert **skyp** man. Selbst die mobile Kommunikation ist ins Internet gewandert. Doch auch hier gibt es Veränderungen. Können Sie sich etwa noch an ihr **ICQ-Passwort** erinnern?

## Handel

Die Schuhe in Rostbraun gibt es auch in Ihrer Größe, und es gibt sie auch in Blau. Das Warenhaus der digitalen Welt ist stets geöffnet, prallgefüllt und präsentiert wohlausgeleuchtete Waren aller Art. Ob Mode bei **Zalando**, **Asos** oder **Otto**, ob Tische, Betten oder Musikinstrumente. Es ist längst nicht mehr allein das Buch oder die CD, die gehandelt werden – wengleich der größte E-Commerce-Anbieter **Amazon** hier seine Wurzeln hat. Es wird bestellt und probiert, retourniert und verpackt. Der Flohmarkt heißt **Ebay**, das Lieferservice wird online bestellt. Doch nicht nur der Handel auch die Finanzwirtschaft hat sich verändert. Börsenhandel funktioniert digital, die romantischen Bilder der schreienden Broker gibt es nur mehr für die Fernsehzuseher. Spekulation ist heute ein Geschäft mit dem Computer geworden.

Reden Sie noch – oder twittern und posten Sie schon?

# Über die Hassliebe zwischen Usern und Redaktion

Zählt in Online-Foren nur das bessere Argument? „Ein schöner Gedanke“, meint Ingrid Brodnig. Mit derStandard.at-Usern diskutierte sie über Pseudonyme, Rechthaber und Umgangsformen in Online-Foren.

**Adam Madam**

Ich hatte einen Klarnamen-Account mit meinem echten Namen, aber ich habe mir vorher hundertmal überlegt, ob ich ein Posting absenden soll und es meistens sein lassen. Es geht nicht nur um das Gesagte, sondern auch darum, dass andere sehen, wann ich gepostet habe.

**Ingrid Brodnig**

Der Klarnamenzwang kann für einzelne Onlinemedien und Communitys eine Lösung sein. Aber ich warne vor einem Internet, in dem es überall den Klarnamenzwang gibt. Wenn alle Menschen mit Klarnamen posten, ist in Zukunft noch viel mehr über uns via Google auffindbar. Das behagt natürlich vielen Menschen nicht.

**pauli-spi**

Die Abschaffung der Anonymität macht genau null Sinn. Auf Facebook, wo viele mit ihrem echten Namen registriert sind, fetzen sich die Leute auch ohne Hemmungen.

**Ingrid Brodnig**

Ganz so stimmt das nicht. Es gibt Studien, die zeigen, dass User mit Facebook-Klarnamen weniger Beschimpfungen posten. Wenn sie eine „fixe Identität“ haben, ein Pseudonym, das sie überall verwenden, sind sie in der Regel auch bereits freundlicher. Es geht also darum, dass man einen guten Namen online haben will – egal ob mit Klarnamen oder Pseudonym.

**multivitamin saft**

Beschimpfungen muss sich niemand gefallen lassen, aber oft wird unter dem Vorwand der Forenregeln nur noch das zugelassen, was das schon bestehende Mehrheitsmeinungsbild bekräftigt.

**derStandard.at/Markus Sulzbacher**

Wie sehen Sie antifeministische Postings auf derStandard.at bzw. auf dieStandard.at?

**Ingrid Brodnig**

Sehr problematisch. Die Antifemi-



Ingrid Brodnig, „Falter“-Medienredakteurin und Autorin des Buches „Der anonyme Mensch“, im Chat mit anonymen Menschen. F.: Cremer

nisten sind ein riesiges Problem in vielen Foren, weil sie bewusst Frauen und auch andersdenkende Männer so lange untergriffig attackieren, bis diese nicht mehr mitdiskutieren wollen.

**Mycroft Holmes**

Es überrascht mich immer wieder, mit wie viel nacktem Hass zu feministischen Themen gepostet wird – ähnlich arg ist es nur bei Themen, die irgendwie mit Integration zu tun haben.

**WLG**

Solche Postings fallen mir kaum auf. Jedenfalls so wenig, dass ich es nicht als Problem einstufen würde. Wenn man gezielt sucht, findet man natürlich auch Aussagen, die die Frau zurück an den Herd wünschen etc. Aber wenn man gezielt sucht, findet man so ziemlich alles.

**sparkling**

Auf dieStandard.at scheint mir die „Männerriege“ derart organisiert, wie man es im realen Leben nicht erlebt. Da gibt es Etliche, die Postings binnen weniger Minuten grundsätzlich negativ bewerten und kommentieren.

**Seimon**

Die Meinungsbildung per Diskussion ist ein frommer Wunsch. Die Diskussion ist eher Unterhaltung, quasi ein Wettkampf um die bessere Darstellung seiner Position.

Wichtig an den Foren sehe ich die zusätzliche Information. Da jeder den anderen „besiegen“ will, herrscht ein Drang, Informationen zu einem Thema zusammenzutragen.

**Ingrid Brodnig**

Sie beschreiben das Phänomen „SIWOTI“, kurz für: „Someone is wrong on the internet“. Dieser Drang, den anderen zu „besiegen“, führt auch zur skurrilen Situation, dass sich viele Diskussionen im Kreis drehen: Ständig werden dieselben Debatten erneut geführt, nur weil man die Gegenmeinung nicht stehen lassen will.

**Tintifax der ... Druid!**

Ich bin auch einer, der gewisse Sachen nicht unwidersprochen stehen lassen kann. Und ich muss sagen, ich bin froh, dass es einen Moderator gibt, der das Ganze beendet, wenn es einfach zu unsachlich wird.

**Ingrid Brodnig**

Eine interne Studie des Guardian zeigt: Wenn Mitglieder der Redaktion mitposten, wird das Klima prompt viel freundlicher. Journalisten können damit zeigen, dass sie die eigenen Leser ernst nehmen und auf Augenhöhe mit ihnen kommunizieren. Wenn man sachlich diskutiert, vielleicht auch mit Augenzwinkern, werden viele in derselben Weise darauf reagieren.

➤ Gesamte Diskussion nachzulesen auf derStandard.at/Web

e mit ich ihnen die Druckdaten  
e mit ich dir, kann diesen  
e mit ich mich weiter über  
mmer ich bei meiner auf  
ndung Ich habe schon öfter  
f vom Ich würde mich für  
alles Ich finde du solltest  
Am Ich würde die Emails  
st du ich dich übermorgen mit  
Am ich zu langsam bin,  
egen ich Illustrationen für unseren  
t dir ich ihr Ja, ist  
chen, ich nicht. Habe angefragt,  
iept Ich habe auch nicht  
inen Ich übermittle Ihnen die  
sende, ich darf das aus  
Zeit ich nun beschlossen der  
Fotos Ich hatte sie damals  
Fal Ich darf dir, wenn  
ry for ich mit Bernhard im  
r wie ich wieder gehen, ist  
mals ich jeden Dienstag ins  
nicht ich unter 0699/14142135 erreichbar.  
echsle ich ja viel mehr  
iner ich den Doktor! Igj  
' am ich sogar zunehmen und  
war! ich morgen um 10h  
ehen ich habe die dunkle  
de im ich schon vorbereitet! Wunderte  
ich auch zusammenziehen damit  
s ZU Ich hoffe auf Lösung  
em eh Ich glaube wir haben  
t, bin ich werde schon paranoid.  
rgend ich dir tetherme aus  
agen. ich hab leider keine  
robe Ich bitte dich um  
sehr ich wieder gedeckt bin.  
hätte Ich versinke in roten  
: mit ich die Druckdaten an.  
: mit Ich hätte ein paar  
nuss ich das Musterblatt zu  
rück ich euch aufschlüsseln wann  
' als ich nicht in Ö  
das Ich bedanke mich vielmals  
habe! Ich neben meiner künstlerischen  
den Ich melde mich im  
Tage Ich wünsche ein gutes  
eam Ich bin nicht in  
machen: ich gemacht. Vielleicht hab  
,. Bei ich sie im Schlüsselbund  
ivate ich Märtyrer! Am 10.11.2010  
rfen. ich eh cool! Baut  
len wir ich bei der Broschüre  
oder ich gerne bereit. Schönes  
r die ich mir einen zettel  
r die ich fliege! Also, alles  
twas Ich weis, aber ich  
s es ich halt dich trotzdem  
eine ich der Stand ist  
ulian. ich nicht sagen :)  
annst ich recht pragmatisch gemacht.

▲ „Ich Du Er Sie Es“: Ein Skript durchsucht alle E-Mails von Künstler Julian Palacz seit 2007 nach den Wörtern Ich, Du, Er, Sie, Es und montiert das Ergebnis mit den drei folgenden Wörtern auf der Zeichenfläche. Foto: Julian Palacz

## Betreff: #ff kannst du mir folgen?

Sorry für heute früh. Ich weiß, dass du es hasst, wenn ich türenknallend ins Büro stürme. Du magst es auch nicht, wenn ich dir eine böse E-Mail schreibe, statt mit dir zu reden. Aber, bitte, mit wem soll ich reden? Der Mann, der in meiner Küche steht, ist gar nicht da! Er schwirrt irgendwo zwischen @arminwolf und @dieterchmelar und @xxx herum. Soll ich's dir vielleicht twittern? Ich habe sonst alles probiert: Zärtlich dein Haupt gegrault, gebetsmühlenartig gebeten und gebettelt, Listen geschrieben (1. Wäsche waschen; 2. Englischkurs im Kindergarten bezahlen; 3. zusammengebrochenen Vorzimmerkasten reparieren; 4. endlich mal was Vernünftiges kochen; 5. Geschenk für Kinderparty besorgen ... dämmert's???)

Aber du merkst nichts. Scrollst, tippst, lachst unmotiviert, schüttest den Kopf, grunzt. Wenn ich an den Karenzypapa appelliere, sagst du nur: „Haushalt geht nicht, muss mich um die Kinder kümmern.“

Von wegen! Selbst der Viereinhalbjährige sagt: „Der Papa liebt sein Handy!“ Das hätte ich nie von dir gedacht. Jahrelang hast du Smartphone verweigert, weil du nicht „an der Leine hängen“ wolltest. Facebook, Twitter? Dazu sagtest du hochmütig: „Niemals!“

Seit du aber das Baby hüttest, flirtest du echt zu exzessiv mit dem Elektro-Vögelchen. Danke für deine #ff jeden Freitag – aber kannst du mir eigentlich noch folgen?

petra.stuiber@derStandard.at



Überschneiden sich Arbeit und Familie, so zeigt sich manchmal besonders drastisch, welchen Einfluss das Internet ausüben kann. Wer will schließlich noch reden, wenn er mailen und/oder twittern kann?

Von Petra Stuiber und Fritz Neumann.



## Das wird garantiert der Hammer-Tweet!

@ PetraStuiber Find ich toll, dass du mir eine Frage stellst. Ich bin ja eher Anordnungen gewohnt. Aber jetzt ganz kurz zum... 1/4

Gottseidank war Rupprechter nicht in Sotschi. Adoptionsrecht für Homosexuelle – Putin hätte ihn nach Sibirien verfrachtet.

@ PetraStuiber ...Wichtigsten. Liebe Working Mum, die Kinder blühen & gedeihen. Manchmal folgen sie. Apropos: Du hast mehr als doppelt...2/4

Das muss ein falscher Putin sein! Der echte hat Schranz umarmt und mit Stoss geschnapselt. #Ukraine

@ ahojservus „Ich bin homosexuell.“ „Das war nur Spaß.“ „Wirklich, nur Spaß.“ „Ja, klar, heterosexuell.“ „Putin ist der Größte.“

@ PetraStuiber ...so viele Follower wie ich. So what? Liste fällt mir auch eine ein. Ein Foto, das folgende Schmierage auf einer Wand...3/4

@ ahojservus Liebe Sprachschule Ahoj. Danke fürs Übersetzen auf Russisch. Mein Sprachführer für Sotschi wird garantiert der Hammer-Tweet!

@ PetraStuiber: ...zeigt: „Things I hate: 1. Vandalism, 2. Irony, 3. Lists“. Na klar hab' ich das getweetet. Magst du es nicht retweeten? 4/4

@ FritzNeumann1



## „Ich hab' kein Mitleid mit der öffentlichen Hand“

Nach einer Verschiebung inszeniert Starregisseur **Frank Castorf** jetzt „Die Krönung Richards III.“ am Burgtheater (Premiere kommenden Mittwoch). Im Gespräch mit **Ronald Pohl** äußert er sich über Autor Jahn und die Burg.



**Kommenden Mittwoch hat mit „Die Krönung Richards III.“ ein Dramenungetüm von Hans Henny Jahn Burg-Premiere. Regisseur Frank Castorf (Bild) arbeitet u. a. mit Sophie Rois und Martin Wuttke. Foto: Newald**

**STANDARD:** Jahnns „Krönung Richards III.“ ist ein vor Vitalität platzendes Drama. Welche Anforderungen muss ein Stück erfüllen, um Ihr Interesse zu wecken?

**Castorf:** Mein Interesse an Jahn ist biologistisch – der tiefe Griff an die Hoden. Sachen, die man kennt, werden so weit in Umdrehung versetzt, dass sie am Ende das Gegenteil ihrer selbst sind. Das ist ein Paradoxon, das mir in unserer gegenwärtigen Literatur fehlt. Denken Sie an Balzac in seiner Uferlosigkeit des Schreibens. Marx mochte an ihm das Dekurrieren der kapitalistischen Finanzverhältnisse. Auf der anderen Seite partizipierte Balzac am meisten an der neuen Finanzaristokratie. Geheimagent gegen die Interessen der eigenen Klasse, gleichzeitig ist man Partizipateur, der nichts mehr liebt als Luxus.

**STANDARD:** Sie interessieren sich für

### KURZ GEMELDET

#### Diagonale: Vorverkauf startet am Mittwoch

**Wien/Graz** – Insgesamt 192 Filme und Videos bietet das Festival des österreichischen Films heuer auf: Bei der Vorstellung des Programms verwies Leiterin Barbara Pichler u. a. auf Uraufführungen neuer Filme von Houchang Allahyari, Michael Glawogger, Malte Ludin, Ivette Löcker, Sasha Pirker, Josef Dabernig, Joerg Burger, u. v. a.; Specials gelten der Kamerafrau Agnès Godard und dem heimischen Filmemacher Manfred Neuwirth. Tickets: ab 12. März. (irr) [www.diagonale.at](http://www.diagonale.at)

#### Weitere Restitutionen aus Albertina und Mak

**Wien** – Der Kunstrückgabebeirat empfahl am Freitag die Rückgabe des Blattes *Rüstkammerphantasie* von Adolf Menzel aus der Albertina an die Erben nach Adele Pächter. Vier Porzellanflakons aus dem Mak gehen an die Erben nach Paul Cahn-Speyer. (trenk)

die kolossalen Widersprüche singulärer Autorenfiguren?

**Castorf:** Das kann auch ein Orthodoxer sein, der das Dritte Rom wollte. Ich meine Dostojewski. Das gilt für ihn, Rilke oder Hans Henny Jahn. Da lautet kein Satz: „Der Tisch steht da, und jetzt sind die Aschenbecher abgeräumt.“

**STANDARD:** Autoren wie Jahn erfüllen keine Erwartungen?

**Castorf:** Die Mutter nahm Jahn (1894–1959) an das Grab des verstorbenen Bruders mit und sagte: „Den hab' ich geliebt.“ Jahn hatte das Gefühl, nur die Hülle zu sein für den Geist seines toten Bruders. Er lebte mit dem Bruch in sich selbst. Ihm hätte nur eines geholfen: grenzenloser Erfolg in dieser Gesellschaft, die er verachtete. Etwas bricht auf in dieser Persönlichkeit, und er weiß nicht mehr: Bin ich ein Junge, bin ich ein Mädchen? Es ist die damals verpönte Homosexualität, die sich bei ihm Bahn bricht. In der Literatur wird jede Form sexueller Übertretung bestraft durch die Peitsche, das ist fast wie bei den Wiener Aktionisten. Die Sehnsucht bleibt bei Jahn, und sie hat etwas Walhallmäßiges, sie gilt den norwegischen Fjorden.

**STANDARD:** Wie kommt Jahn zu Richard III.?

**Castorf:** Er schreibt dieses monströse Werk, das die gleiche Vorlage bemüht wie Shakespeare. Bei dem wird Richard mit der Sieger-

justiz bestraft, als Monstrum. Richard ist bei Shakespeare ja fast König Ubu. Er hinkt, hat einen Buckel, was ja nicht stimmt. Bei seinem Tod hat er nicht das Pferd gesucht, sondern sprach die Worte: „Verrat! Verrat! Verrat!“ Es geht nicht um historische Wahrheiten, sondern um biologische Behauptungen. Das Stück schneidet die Hoden ab. Im Vorhof des Todes ist ein Moment ungeheurer Lustentfaltung und Erkenntnis. Solche paradoxalen, anthropologischen Sachen interessieren mich.

**STANDARD:** König Richard wägt jeden Gedanken fünf, sechs Mal ab und dringt dann zu einem Handeln vor, mit dem er sich selbst in Erstaunen versetzt. Das trieb zur selben Zeit auch die Surrealisten um.

**Castorf:** Natürlich gibt es diese Nähe. Die Uraufführung war 1923. Da kommt einem das Theater der Grausamkeit bei Antonin Artaud in den Sinn, auch George Bataille. Das Blutopfer für die Sonne bei den Azteken. Die Idee, dass man etwas von sich hergeben muss, und das Größte, was wir opfern können, ist das eigene Leben. Wir, die wir mit der Schmerztablette aufgewachsen sind, können uns nicht vorstellen, dass es so etwas Transzendentales wie das Selbstopfer gibt. Jahn ist eine Art Vorläufer dieser Denker. Da herrscht eine merkwürdig strahlkräftige schwarze Sonne, die alles andere überschattet im Moment der Selbstauflösung.

**STANDARD:** Es gibt fast nur „defekte“ Männer in dem Stück ...

**Castorf:** Die Frage „Was bin ich eigentlich?“ wird bei Jahn zum Antrieb des Schreibens. Bei jeder Form der Onanie geht es darum, sich selbst zu bestrafen. Es wird von ihm pedantisch darüber Buch geführt. Auf der anderen Seite gibt es diese überbordende Form von Irrationalität, die von der Emotion, der Seele, dem „Anderen“ herrührt. Man muss Zeit investieren. Man muss lesen. Darum werden die Abende auch immer lange bei mir. Wie man bei Dostojewski auch eine Woche braucht, um 1000 Seiten zu lesen.

**STANDARD:** Wie lange wird's?

**Castorf:** Zu lange. In Paris sagten Sie mir immer: „Aber die letzte Metro ...!“ Hier heißt es jetzt: „Aber 23 Uhr ...?“ Jetzt herrscht Krise am Haus. Ich dachte, ich bin hier im Land der Seligen.

**STANDARD:** Sie als dienstalter Intendant der Berliner Volksbühne blicken wissend auf solche Probleme?

**Castorf:** Theater ist immer ein höfischer Betrieb. Der hat einen Kaiser oder einen Fürsten an der Spitze. Für fünf Jahre, das ist dann die Demokratie. Da kann man doch machen, was man will! Ich habe immer allen Beschäftigten gesagt: Wenn du bei mir arbeiten willst,

musst du Leidenschaft mitbringen, die kann ich nicht in klingende Münze umsetzen. Das war mein Grundansatz, damit sind wir finanziell immer gut hingekommen. Aber der Zustand hier in Wien ist königlich, sehr besonders im ganzen deutschsprachigen Raum. Deshalb bin ich verwundert über dieses Aufbrechen von „investigativem Journalismus“.

**STANDARD:** Haben Sie sich immer für die Buchhaltung der Volksbühne interessiert?

**Castorf:** Zahlen werden überall manipuliert. Bei den großen Bankhäusern in Dimensionen, dass man denkt, da müsste etwas getan werden. Es wird aber nichts getan. Und dann ausgerechnet am Theater sein Mütchen zu kühlen ... Das wäre ein große Geste, wenn Österreich noch so operettenstaatlich wäre zu sagen: Natürlich, wir leisten uns den Luxus an der Burg, an der Staatsoper! Ist doch schon Deutschland so kleinkariert, so amerikanisch. Bei einer Abstimmung wie der des Ensembles hier am Burgtheater würde ich sagen: Ich habe hier Hausrecht! Ihr könnt das gerne auf der Straße machen! Ich würde da sehr stalinistisch werden, ohne Anflug von Demokratie. Und wenn dann mein Freund sich zur Burg äußert, der Strickjackenträger aus München ...

**STANDARD:** Exintendant Frank Baumbauer zur Causa Hartmann?

**Castorf:** Es ist das Besserwisserische. Baumbauer sagt: „Intendant ist ein Beruf!“ Stellen Sie sich vor, Peter Zadek, Doppelpunkt: „Intendant ist ein Beruf!“ Das waren Monomanen, und das war das Großartige des Theateraufbruchs in den 1960er-, 70er-Jahren. Was diese Leute für die Sozialhygiene der Gesellschaft geleistet haben. Das war die Maßlosigkeit. Jetzt kommen die Erbsenzähler. „Beruf“. Mag ja alles sein. Aber diese Rechtschaffenheit, hinter der die Lüge sichtbar wird ... Da interessieren mich die Hoden bei Hans Henny Jahn mehr.

**STANDARD:** Die 8,3 Millionen Euro Unterdeckung muss die öffentliche Hand zahlen?

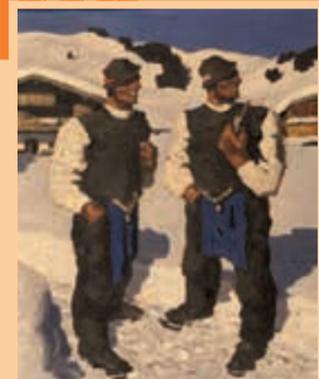
**Castorf:** Ja, muss sie. Ich hab' kein Mitleid mit der öffentlichen Hand.

**FRANK CASTORF** (62), Sohn eines Eisenwarenhändlers am Berliner Prenzlauer Berg, leitet seit 1992 die Berliner Volksbühne. Sein Regiestil hat das „postdramatische“ Theater geprägt.

## DALLAS BUYERS CLUB im GARTENBAUKINO

## TIPP SPEZIAL

### AUKTION



**BERATUNG**

**KUNSTAUKTIONEN HASSFURTHER**

37 Jahre Walde

**9 der 10 Toppreise in der Galerie Hassfurther (DER STANDARD)**  
Termine nach Vereinbarung 01/533 41-74

Walde  
Bauernsonntag 1930  
Ergebnis EUR 411.630

1013, PF 54, Wien I, Hohenstaufengasse 7  
hassfurther@aon.at, www.hassfurther.at  
WIEN

Kokoschka  
Amoklauf 1909  
Ergebnis EUR 768.600

### ANKAUF



### VORLESUNG

**Frühlingsvorlesung der Akademie Graz: Klaus Theweleit – Der Körper ist das Schlachtfeld**



Klaus Theweleit, bekannt für seine unorthodoxe Kombination von Psychoanalyse, Hoch- und Popkultur, spricht über den Einfluss neuester technologischer/medialer Entwicklungen auf Körper und Gehirn.

10. und 11. 3. 2014, jeweils 19 Uhr

**AKADEMIE GRAZ**

GrazMuseum, Sackstraße 18, Graz  
www.akademie-graz.at  
STEIERMARK

„Internet der Dinge“ und wie es Teenies schon heute nutzen

# Softwarebrüder für das geloggte Leben

Hinter der Welt aus Gebäuden, Autos und anderen Alltagsdingen wird eine Schattenwelt aus Software gebaut. Die Vernetzung von Objekten verpasst Städten ein Nervensystem und könnte Taxler arbeitslos machen.

Alois Pumhösel

In einigen Jahren wäre die Debatte um die Fußgängerzone in der Wiener Mariahilfer Straße vielleicht weniger irrational ausgefallen. Wenn dann die Konzepte eines Internets der Dinge, an denen heute gearbeitet wird, etabliert sind, werde man Entscheidungsprozesse in einer Stadt viel besser koordinieren können, erklärt Schahram Dustdar vom Institut für Informationssysteme der TU Wien. „Wenn Fakten wie Luftqualität und Bewegungsströme von Personen und Fahrzeugen – auch Fahrrädern – in Echtzeit zur Verfügung stehen, hat man ganz andere Möglichkeiten“, sagt Dustdar. Dynamische Zufahrtszeiten wären möglich, die sich nach der momentanen Lage, nach Verkehrs-, Lärm- und Abgasbelastung richten. Autofahrer würden per Bordcomputer im Wagen dann entsprechend dirigiert werden.

## Digitales Nervensystem

Künftig werden die Dinge des Alltags also nicht mehr „autistisch in der Ecke stehen und auf Kommandos warten“, wie es Dustdar formuliert. Wenn Häuser und Autos, Heizkörper und Verkehrszeichen und, ja, auch die Kaffeemaschinen einen „Softwarebrüder“ bekommen, der sich mit seinen Geschwistern in der Umgebung austauschen kann, dann können sie selbsttätig zusammenarbeiten und auf Veränderungen in ihrer Umgebung reagieren.

Der Umbau der Städte zu Smart Cities, deren Gebäude über ihre Software-Abbilder vernetzt sind, ist voll im Gange. Dustdar arbeitet etwa daran, 60.000 Gebäude in Dubai mit entsprechenden Datenschnittstellen auszustatten. „Im Menschen regelt ein autonomes Nervensystem die Funktion der

Organe und Sinne“, sagt er. „In den Städten wird das ähnlich sein.“ Die Infrastruktur managt die Verkehrsströme und setzt Energie nur dort ein, wo sie benötigt wird.

Das Nervensystem der Stadt verästelt sich dabei tief in die Gebäude hinein. Rolltreppe und Feueralarm, Klimaanlage und Lift sprechen sich ab und beeinflussen sich gegenseitig. „Bereiche, die bisher isoliert betrachtet wurden, werden in ein Gesamtbild integriert“, erklärt Dustdar. „Das erhöht den effizienten Umgang mit Ressourcen und Energie beträchtlich.“

Der Lift meldet also dem Klimasystem, auf wie viele Personen es sich in einem Stockwerk einstellen muss. Energie aus den Solarzellen auf dem Dach wird zwischen Gebäuden gezielt ausgetauscht, zwischengespeichert oder jenen

Systemen zugeführt, die eigenständig Bedarf melden. Werden Unregelmäßigkeiten wie etwa plötzliche Temperaturveränderungen erkannt, versucht das System selbst die Fehlerquelle zu finden.

Eine derartige Umgebung wird nicht nur vernetzbar und konfigurierbar, man kann auch Suchanfragen an sie stellen.

„Wenn ich Informationen über einen behindertengerechten Weg in ein Gebäude haben möchte, suche ich nicht mehr Informationen über die Infrastruktur. Ich befrage die Struktur selbst“, sagt Dustdar. Als individuelle Kommandozentrale, die vom Türschloss bis zur Waschmaschine persönliche Dinge konfiguriert, wird das Smartphone dienen. Die persönlichen Daten laufen dort ohnehin schon zusammen.

Aber ist diese Schattenwelt aus kommunizierenden Maschinen

nicht auch ein potenzieller Unsicherheitsfaktor? „Wir müssen uns überlegen, was die ideale Infrastruktur ist, um Menschen mit Informationen und Energie zu versorgen, und wie viel Macht wir dabei den Maschinen überlassen“, sagt Dustdar. Wollen wir eine effiziente Struktur, die alle Daten zentral für detaillierte Entscheidungsprozesse aufbereitet? Wollen wir, dass ein Land nicht verwaltet, sondern konfiguriert wird?

Die Geschwindigkeit des Wandels werde jedenfalls zunehmen, ist Dustdar überzeugt. „Die Generation, die jetzt aufwächst, hat ein anderes Technologieverständnis als jene davor.“ Prototypen von selbstfahrenden Autos gibt es bereits. Ihre Massentauglichkeit hängt aber auch von einer sozialen Akzeptanz ab. „Ab einem gewissen Punkt könnte es recht schnell gehen“, sagt Dustdar. Wenn etwa eine Stadt wie New York beschließen würde, nur mehr selbstfahrende Autos als Ta-

xis einzusetzen, und viele Menschen aus vielen Teilen der Welt damit in Kontakt kommen, könnte das die Sache enorm beschleunigen. An autonom steuernde öffentliche Verkehrsmittel vom Bus bis zum Flugzeug müssten sich Menschen erst noch gewöhnen. Bei U-Bahnen und Terminal-Trains auf Flughäfen ist der Schritt schon getan.

Auch die Einbindung des Körpers in die vernetzte Welt ist ein heikler Punkt. Man könnte sein Leben „loggen“, Daten zu jeder physischen Aktion – Laufen, Stiegensteigen, Schlafen – aufzeichnen und tägliche Statistiken auswerten. Man könnte die Daten mit ärztlichen Befunden und genetischer Information verknüpfen, Risiken und Potenziale ermitteln. Man könnte die Daten mit Versicherungssystemen, die Prämie an den Lebensstil koppeln. – Eine Vision, die eine zukünftige Generation vielleicht weniger abschreckt als die gegenwärtige.



◀ Was Überwachung bedeuten kann, hat Künstler Julian Palacz in Schanghai, wo er ein halbes Jahr gelebt hat, beobachten können. Für die Serie „Surveillance Studies # 1“ bildeten einminütige Überwachungsvideos die Basis.

Foto: Julian Palacz

**WAS WOLLEN WIR?**

## Zettelchaos ade!

Philipp Koch (18)



„Nehmt bitte einen Zettel heraus“, fordern meine Lehrerinnen und Lehrer. „Sicher nicht“, entgegne ich in Gedanken – und zücke stattdessen lässig mein Netbook. Keine verschmierte Tinte mehr, keine nachträglichen Entzifferungsversuche der eigenen Sauklaue, und auch

die Zeiten, in denen man seinen Sitznachbarn verlegen nach Stift und Papier fragen musste, sind für mich endgültig vorbei.

In meiner Klasse bin ich einer von drei Schülern, die sich vor rund zwei Jahren bewusst dafür entschieden haben, nur noch auf dem Computer mitzuschreiben. Das Zettelchaos hat dadurch ein Ende, denn der komplette Lernstoff von mehreren Jahren findet auf einem winzigen USB-Stick Platz. Und wenn ich einmal krank bin, landen die Mitschriften des gesamten Tages nur wenige Minuten nach Schulschluss gesammelt in meinem E-Mail-Postfach.

Doch ganz können wir uns dann doch nicht ums Papier herummogeln, denn für Schularbeiten muss der Computer ausgeschaltet bleiben. Traurig, aber wahr: Handschriftliches Schreiben ist erschreckend schnell verlernt.

Sogar die Ausdauer lässt nach: Dreistündige Deutsch-Schularbeiten werden zur Folter des Handgelenks. Die schwindende Muskelkraft lässt die Buchstaben schon bald einem abstrakten Kunstwerk ähneln. Bis dato konnten meine Lehrer meine Klaue noch dechiffrieren. Bei der nächsten Generation werden sie es schwerer haben.

Schule in Zeiten von Internet und WWW, Suchmaschinen und Handys plus hilfreichen Apps in jeder Schultasche: Der SCHÜLERSTANDARD gewährt Einblicke, wie sich Lernen und Lehren verändern.

## Frag nach bei Prof. Google

Sarah Lehner (17)



Nach dem normalen Schulbetrieb noch die Nachmittage in der Bibliothek verbringen? Die Zeiten sind längst vorbei. Um ehrlich zu sein, haben die meisten Schüler keinen blassen Schimmer mehr, wie es ist, wenn für Referate oder Hausarbeiten das Internet einmal nicht zur Verfügung steht.

„Professor Google“ hilft einem meist schnell und zuverlässig. Binnen Hundertstelsekunden spuckt er tausende Ergebnisse aus, zwischen denen man wählen kann. Meist ganz oben: die Wikipedia-Einträge.

Auf den Seiten verschiedenster Institute, Universitäten oder Lernhilfen bekommt man zuverlässig alle relevanten Informationen. Dafür hätte man früher wohl mindestens zehn Bücher durchstöbern müssen.

Am Ende landet man aber auch im Internet oft bei den Buchtipps für eine weiterführende Lektüre. Und die borge ich mir manchmal nach wie vor noch gerne aus – wenn ich die Zeit dafür finde.

## Schulsheriffs mit Smartphone

Anna Strümpel (17)



Im Unterricht wird das Smartphone zur Waffe gegen unliebsame Lehrer. Eine Waffe, die an ihrer übermächtigen Stellung als allwissende Götter rüttelt.

Jede unüberlegt geäußerte Geschichtszahl, jeder noch so kleine Fakt über die Relativitätstheorie muss nun der

Schwarmintelligenz von Wikipedia & Co standhalten. Via Smartphone gefundene Fehler korrigieren wir Schüler mit einem überlegenen Grinsen – dass Lehrer darüber nicht erfreut sind, erklärt sich von selbst.

Doch mit der Zeit haben sie resigniert: Oft fordern sie uns mit einem ironischen Unterton auf, wir sollten die aktuellen Zahlen doch gleich selbst im Internet raussuchen, bevor sie etwas falsch machen könnten.

Auch wenn man zu Hause für die nächste Schularbeit lernt, hält man nun stets in der rechten Hand den Stift und in der linken das Smartphone. Im Gruppenchat auf WhatsApp trudeln im Sekundentakt neue Nachrichten ein: „Auf welcher Seite steht der Dreißigjährige Krieg?“ Zwei Sekunden später: „In welchem Raum haben wir überhaupt Schularbeit?“ Mitschriften werden abfotografiert und an alle geschickt, Arbeitsblätter gemeinsam gelöst und Buchseiten ausgetauscht. Die Blicke kleben dabei am Display statt am Schulbuch – Lernen im Zeitalter von WhatsApp ist eben eine völlig neue Erfahrung.

Auch für die Schülerinnen und Schüler, die nicht in unserem Gruppenchat sind: Die müssen nämlich selbst schauen, wo sie bleiben.

# Fernsehen ist tot: Mythos und Wahrheit

Angesagte Katastrophen finden nicht statt, große Verheißungen aber auch nicht. 25 Jahre Web haben viel am Fernsehen verändert. Die Couch steht aber in den meisten Eigenheimen, wo sie immer war: vor dem Kastl.

Doris Priesching

Wer vor 25 Jahren in den eigenen vier Wänden einen Film sehen wollte, der nicht auf FS 1 oder FS 2 lief, fuhr zur Videothek, zahlte ungefähr 20 Schilling fürs Ausleihen und legte daheim eine notizblockgroße Kassettenbox in den Videorekorder ein. Via Aux-Kabel transportierte das Gerät Bild und Ton auf den Röhrenfernseher mit einer Bildschirmdiagonale von durchschnittlich 80 Zentimetern. Die Möglichkeiten des Heimkinos heute schauen anders aus: Wer fernsehen will, könnte seinem Gerät – einer bis zu 267 Zentimeter großen, gebogenen Bildwand – ein Kommando zurufen und den neuesten Blockbuster in gestochenen scharfen Bildern sehen, Zusatzangebote wie Infos, soziale Vernetzung, Videos, Fanartikel inklusive.

Vieles ist möglich in der neuen Fernsehwelt, aber manchmal scheint die Technik den Menschen davonzulaufen. Die Nutzung der Mehrheit der TV-Kunden ähnelt jener von vor 25 Jahren. So wirken die Visionen von früher, wie Internet das Fernsehen verändern werde, heute teils tollkühn, teils bewahrheiteten sie sich. Eine Auswahl.

## Mythos 1: „Fernsehen ist tot.“

**Antwort:** Pandemisch sah man „das Internet“ sich ausbreiten. Heute zeigt sich: „Fernsehen hat sich mit dem Web vervielfältigt“, sagt Rosa von Suess, Fachhoch-

schulprofessorin in St. Pölten. Die Zuschauer wählen aus Sendern, TVtheken und Webplattformen. Wer Programm sucht, schaut ebenfalls ins Netz und findet in Apps seinen maßgeschneiderten Programmguide. Das bindet: Die Zeit, die Menschen vor dem Fernseher verbringen, steigt.

## Mythos 2: „Jeder Zuschauer wird sein eigener Programmchef.“

**Antwort:** DVD, Festplatte, Video on demand, Apps: Alles vorhanden, aber heimkommen, sich aufs Sofa schmeißen, berieseln lassen – das wird es immer geben.

## Mythos 3: „Die Jungen schauen gar nicht mehr.“

**Antwort:** 1997 schauten laut AGTT/GfK-Teletest 12- bis 29-Jährige 87 Minuten täglich in die Glotze. 2013 waren es 88.

## Mythos 4: „Handy-TV wird überhaupt der Renner!“

**Antwort:** Bewegtbilder am Mini-Bildschirm begeisterten keinen. Abgesehen von der Unmöglichkeit, in dem Format eine halbwegs vernünftige Story zu erzählen, scheiterte es an der Finanzierung: Wer akzeptiert bei fünf Minuten Film Werbeunterbrechungen?

## Mythos 5: „3-D-TV ist der nächste Hype.“

**Antwort:** Gründe, warum das 3-D-Fieber ausblieb, lagen in Erschöpfungerscheinungen der Konsumenten. Die HD-Geräte waren nagelneu, 3-D blieb, was es war: Spielerei.

## Wahrheit 1: „Die Sender verlieren an Bedeutung.“

**Antwort:** Wer in Zukunft fernschaut, wählt Flächen. „Die Struktur stellt nicht automatisch ein Sender bereit“, prophezeit Suess. Produzenten, Telekombetriebe und Hersteller bieten ebenso an.

## Wahrheit 2: „Die Produzentenlandschaft verändert sich mit dem Web.“

**Antwort:** „Das Abhängigkeitsverhältnis der Produzenten zu Sendern verringert sich“, sagt Suess.



Illustration: Karin Gsellpointner

WAS WOLLEN WIR?

Wer seinen Film machen will, bietet seine Idee nicht zwingend über den Sender an. Sponsorship gewinnt an Bedeutung.

## Wahrheit 3: „Fernsehen hat sich mit dem Web neu erfunden.“

**Antwort:** Serien wie *Oz* und *The Wire* läuteten das goldene Zeitalter des Fernsehens ein. Dank neuer Verbreitungswege hält der Boom an und befeuert transmediale Erzählstrukturen. Experimente wie *About Kate* (Arte) oder *Add a Friend* (TNT) versprechen einiges.

## Wahrheit 4: „Illegale Downloads ruinieren das Fernsehgeschäft.“

**Antwort:** 5,9 Millionen luden eine Folge von *Game of Thrones* illegal. Produzent HBO bleibt gelassen, die kriminellen Aktivitäten sind ja auch ein Erfolg.

## Wahrheit 5: „Die Digitalisierung hat das Fernsehen revolutioniert.“

**Antwort:** Ultra-HD auf acht Millionen Pixel: Da schauen wir aber!

## Wahrheit 6: „Fernsehen ist tot.“

**Antwort:** In 25 Jahren gibt's das Kastl nur noch „im Wohnzimmer des Retro-Fans und Antiquitäten-Sammlers“, sagt ORF.at-Erfinder Franz Manola. Mythos und Wahrheit liegen nah beieinander. [derStandard.at/Etat](http://derStandard.at/Etat)

## PERSONALISIERTE WERBUNG

### Gefängnis meiner Wünsche

Alois Pumhösel

Das Wohnzimmer braucht eine neue Lampe. Stromsparende LEDs wären gut. Die kurze Recherche bei einem gut besuchten Online-Greißler ergab, dass die meisten dieser kühlen Lichtgeber doch nicht so richtig passen. Gut, eine gäbe es, die käme infrage. Aber wer weiß. Vielleicht doch ein Besuch im Fachgeschäft, vielleicht bleibt es auch bei der alten.

Doch die in Betracht gezogene Online-Lampe, sie lässt nicht locker. Sie beginnt mit ihrer Verfolgungsjagd durchs Internet. Sie flankiert die Suchergebnisse in den Wörterbüchern, sie drängt sich unter die Artikel auf diversen News-Plattformen, sie begleitet mich vom Hundertsten ins Tausendste.

Sie ist jeden Tag da, diese Lampe. Sie drängt sich nicht in den Vordergrund. Sie ruft nicht: „Kauf mich!“ Sie stellt sich einfach nur zur Debatte. Ob ich sie

nicht doch kaufen sollte? Eigentlich ist sie ja ganz in Ordnung, die Lampe, jetzt wo ich sie schon so lange kenne. Ich besuche sie noch einmal beim Online-Händler.

Tage später ist die Lampe noch immer da. Je länger ich sie betrachte, desto sicherer bin ich mir: Ich will dieses Leuchtmittel nicht. Diese Lampe ist hässlich. Hinge diese Lampe in meinem Wohnzimmer, ich fühle mich verfolgt.

Längst sehne ich mich nach den Dingen des Lebens, die diese wirklich abgrundtief hässliche Lampe in ihrem Inserat verdeckt. Wo sind die Urlaubsschnäppchen? Wo die kostenlosen Online-Spiele? Gibt es noch andere Einrichtungsgegenstände? Die Lampe nimmt mir Freiheit. Sie verweigert mir den Blick auf das Zufällige. Eine Werbung, die mich spiegelt: Sie engt mich ein. Sie bedroht mich mit meinen Wünschen von gestern und macht daraus ein Gefängnis.

GÜNTER TRAXLER

## Vom Vergreifen im Ausdruck

Wie hochanständig es in der Medienbranche zugeht, verriet Christian W. Mucha in der letzten Nummer seines „Extradiens“ unter dem Titel *Erklärung*. Und zwar in einer *Erklärung betreffend Fernsehredirektorin Mag. Kathrin Zechner*. Darin heißt es: *Zu meinem Artikel vom 27. 03. 2013 konnte ich mich zwischenzeitlich davon überzeugen, dass die mir erteilte Information, wonach Frau Mag. Zechner Mitarbeiter des ORF bei privaten Anlässen zu Koch- und Servierdiensten herangezogen hätte, unrichtig war und dass dies tatsächlich nicht der Fall war. Ich stehe nicht an, unter diesen Voraussetzungen zu erklären, dass ich mich mit den Bezeichnungen „Hyäne“, „Cloyenne“, „Piss me, Kate“ in den Ausdrücken vergreifen habe. Ich ziehe daher mit Ausdruck des Bedauerns diese Ausdrücke zurück.*

Dass Mucha fast ein ganzes Jahr benötigte, um sich zwischenzeitlich davon zu überzeugen, dass die mir erteilte Information unrichtig und die privaten Koch- und Servierdienste tatsächlich nicht der Fall waren, mag auf die Arbeitsüberlastung eines Man-

nes zurückzuführen sein, der sich abrackert, um die Welt in jedem „Extradiens“ mit einem über mehrere Druckseiten wabernden *Editorial* zu beglücken. Was ferner erklärt, dass ein dermaßen bis an die moralischen Grenzen überbeschäftigter Branchendienstleister nicht jeder Information, die ihm erteilt wird, so weit nachgehen kann, bis sichergestellt ist, dass die Leistung des Erteilers besser nicht mit der des Verteilers gekrönt werden sollte.

Wer so hart arbeitet, hat alles Recht, am Ausdrücker zu bleiben, auch wenn die mir erteilte Information nicht ganz der Wahrheit entsprach und dennoch verteilt wurde. Denn nur unter diesen Voraussetzungen steht er nicht an zu erklären, dass er diese Ausdrücke, in denen er sich vergreifen habe, mit Ausdruck des Bedauerns zurückziehe. Niemals hätte er sich in Ausdrücken vergreifen, wäre die mir erteilte Information nicht unrichtig gewesen,

denn dann wären ihm die Definitionen der Fernsehredirektorin als „Hyäne“, „Cloyenne“, „Piss me, Kate“ als in der Sache angemessen und im Ton zivilisiert erschienen – wie hätte er sie sonst gebraucht?

Nun wächst, zugegeben, die Gefahr, sich in *Ausdrücken* zu vergreifen, rapide an, wenn mit der erteilten Information eine Saite zum Klängen gebracht wird, die anzuschlagen einem ein Bedürfnis ist. Die Beanspruchung von Mitarbeitern des ORF bei privaten Anlässen zu Koch- und Servierdiensten würde, ohne sich in *Ausdrücken* zu vergreifen, vielleicht den Ausdruck „Küchenfee“, allenfalls „Chef de cuisine“ erlauben, aber „Hyäne“ und „Cloyenne“ scheint etwas weit vorbeigezogen. Ob es sich bei „Piss me, Kate“ um den nicht län-

ger zu unterdrückenden Ausdruck eines erotischen Bedürfnisses des Ausdrückers handelt – das zu klären kann nicht Aufgabe dieser Kolumne sein.

Auch in einem anderen Winkel der Branche ging es am Wochenende um das Vergreifen im Ausdruck. Der ORF meldete,

„Die Presse“ übernahm es, und wieder ging es um das Problem eines Chefredakteurs. Der „Kurier“ zieht demnächst in die Muthgasse in Döbling. Nicht gern, denn dort hat auch die

„Kronen Zeitung“ ihren Sitz. Mit der ist der „Kurier“ zwar in der Mediaprint verhandelt, aber auch noch dieselbe Gasse – das hält Chefredakteur Helmut Brandstätter für rufschädigend. Daher soll, so „Die Presse“ am Samstag, jener Teil der Muthgasse, in dem nun der „Kurier“ Quartier be-

zieht, flugs in „Leopold Ungar Platz“ umbenannt werden – auf Antrag – was sonst? – der Döblinger ÖVP.

Kein Wunder, dass die „Kronen Zeitung“ diese Kränkung nur schwer verdaut. Der „Kurier“ zieht in unsere Wiener Muthgasse um, aber: Der Chefredakteur hat mit neuer Adresse ein „Imageproblem“! Abgesehen von der Privatisierung der Muthgasse – wieso heißt sie nicht längst auf Antrag der SPÖ Hans-Dichand-Gasse? – sah die „Krone“ im Anliegen Brandstätters einen *Faschingssscherz*, dem sie dennoch eine ganze Seite widmete. Nicht ohne Hoffnung, wusste sie doch: *Der städtische Ausschuss, der über die Umbenennung entscheidet, bremst jetzt.*

Sicherheitshalber rückte auch noch Michael Jeannée mit Post an die *Liebe 19.*, Muthgasse aus. Nur einer hat mit Dir ein „Imageproblem“. Und das ist – ausgerechnet – „Kurier“-Chefredakteur Helmut Brandstätter (Branchenname: HB – Halbe Bortion). Hat die „halbe Bortion“ keine anderen Sorgen?

Das kann immer noch kommen. Was tun, wenn Jeannée fordert: Piss me, Helmut?



BLATTSALAT

## Mit selbstorganisierten Netzen zu freierer Kommunikation

## Arena für digital verknottete Bürger

Drahtlose selbstverwaltete Netze sorgen für mehr Gleichberechtigung im Internet. Was vor zehn Jahren noch auf technische Probleme stieß, könnte bald großflächiger in Verwendung sein.

Armin Medosch

Vor mehr als zehn Jahren entwickelte sich zeitgleich an verschiedenen Orten eine Idee, die sowohl praktische als auch vollkommen utopische Momente aufwies: die Idee, dass Menschen für ihre Kommunikationsnetzwerke nicht auf Großkonzerne angewiesen sind; dass Bürgerinnen und Bürger mit relativ einfachen Mitteln drahtlose Netze aufbauen können, die ihren eigenen Regeln folgen und die frei von Überwachung sind.

Technisch beruhte dieser Ansatz auf der WLAN-Technologie, auch genannt Wi-Fi, die in den späten 1990er-Jahren als offener Standard zertifiziert wurde. Für die Übertragung über den Äther dient ein Schlupfloch im eng regulierten elektromagnetischen Spektrum, ein schmales, lizenzfreies Band im Bereich von 2,4 Gigahertz, das von allen genutzt werden darf.

Im Umfeld des Netzkunst- und Hacklabs Backspace in London entstand im Herbst 1999 eine Initiative, mehrere solcher drahtlosen Netzknoten miteinander zu verbinden. WLAN wurde zwar von den Herstellern vor allem als Technologie fürs eigene Heim angepriesen, und bekannt ist auch die Existenz sogenannter Gratis-Hotspots, doch es gibt technisch gesehen keinen Grund, warum man nicht mehrere solcher WLAN-Netze miteinander verbinden können sollte, sodass sie zusammen ein größeres Netz bilden.

Die Londoner Initiative dazu nannte sich, nicht ganz unironisch, Consume. Bandbreite war damals noch echte Mangelware. Die Initiatoren von Consume, James Stevens und Julian Priest, riefen zu einem verschwenderischen, großzügigen Umgang damit auf. Anstatt künstlicher Knappheit würde das selbstorganisierte Consume-Netz Bandbreite in Hülle und Fülle für alle bringen: für Live-Streaming von Netradio und Video, für Games, für eigene Server, Filesharing etc.

#### Dosen und Uralt-PCs

Die Initiatoren von Consume entwickelten eine Idealvorstellung eines solchen Netzes und nannten es „Modell 1“. Die Netzknoten sollten von den Nutzerinnen und Nutzern selbst betrieben werden. Der Aufbau des Netzes würde auf der Basis sozialer Selbstorganisation laufen, durch lokale Absprachen und Workshops. Diese Workshops sollten neben der Vernetzung der Teilnehmer auch dazu dienen, sich das nötige Wissen zu holen. Im Dezember 1999 fand der erste Consume-Workshop statt. Mit Stanniolpapier und Pringles-Dosen wurden Antennen zur Verstärkung des Signals gebaut. Als Router dienten Uralt-PCs, die jemand herangeschafft hatte.

Die Idee war, dass in diesem Netz vollkommene Gleichberech-

tigung herrschen sollte, auf technischer wie auf sozialer Ebene. Diese Idee, die in London ihren Ausgangspunkt hatte, fiel interessanterweise auf dem europäischen Kontinent auf besonders fruchtbaren Boden.

Während Consume heute nur mehr ein Schattendasein führt, entwickelten sich Initiativen wie Freifunk in Deutschland und Funkfeuer in Wien. Freifunk, das zuerst in Berlin entstand, ist nun in vielen anderen Städten Deutschlands aktiv, vor allem auch in kleinen und mittleren Städten wie etwa in Kassel, Erfurt oder Regensburg. Eng verbunden mit Freifunk ist Funkfeuer, ein Netz, das sich zunächst unabhängig in Wien entwickelte und nun auch Ableger in Graz und verschiedenen ländlichen Regionen hat.

Die größten bekannten drahtlosen Netze in Europa sind Guifi.net in Katalonien mit 23.000 Knoten und Athens Wireless mit 5000 Knoten. Auch in Schwellenländern wie Indonesien mit seinen zahlreichen Inseln gibt es weitverzweigte drahtlose Gemeinschaftsnetze.

Während das Wachstum und die Nachhaltigkeit dieser Netze als große Erfolge anzusehen sind, wurden dabei jedoch manche Aspekte der ursprünglichen drahtlosen Utopie etwas vernachlässigt. So zeigte sich, dass eine völlig dezentrale Organisationsform, wie von Consume vorgeschlagen, unpraktisch ist. Als sich Consume-Gründer James Stevens zurückzog und Julian Priest nach Neuseeland auswanderte, zerfiel das Netz rasch in einzelne Initiativen.

Auch zeigte sich die Utopie als nicht dauerhaft haltbar, dass jede/r gleichberechtigt mitmachen können sollte. Bestimmte technische Fähigkeiten sind einfach unerlässlich, was sich wiederum auf die Zusammensetzung der Bewegung auswirkt. Inzwischen hat sich eine Art Avantgarde der Community-Netze gebildet, die auf höchstem Niveau Software entwickelt.

Insbesondere geht es dabei um sogenannte Mesh-Network-Rou-

ting-Protokolle. Dabei handelt es sich um eine besondere Form des Routings, also der Art, wie Datenpakete im Internet von einem Knoten zum nächsten verschickt werden. In kabelgebundenen Netzen gibt es fixe Wegweiser im Netz. Bei kabellosen Netzen kann es sehr praktisch sein, diese Wegweiser beständig auf dem neuesten Stand zu halten, weil andauernd Knoten dazukommen oder wegfallen können. Statt zentraler Verwaltung muss jeder Knoten selbst wissen, wer sozusagen die „Nachbarn“ sind und wie Daten vermittelt werden können.

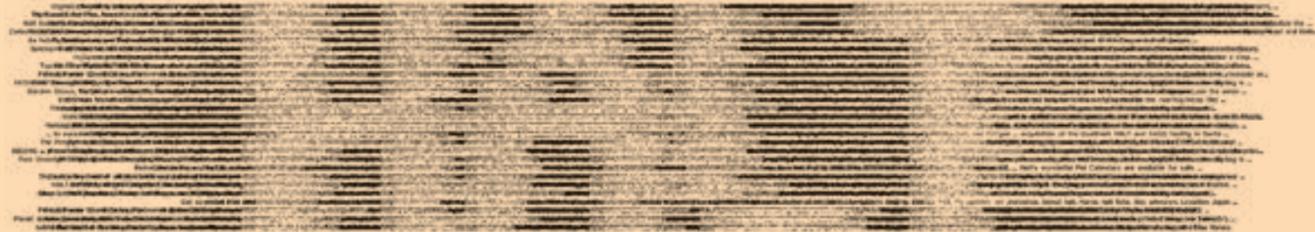
Diese Entwicklung steckte vor zehn Jahren noch in den Kinderschuhen, was das Wachstum von Consume.net behinderte. Inzwischen haben Freifunk und Funkfeuer entscheidend zur Entwicklung von Mesh-Netzwerk-Protokollen wie OLSR.org und B.A.T.M.A.N. beigetragen. Funkfeuer, Guifi (Katalonien) und Athen sind zusammen mit mehreren großen Universitäten sogar in ein EU-Forschungsprojekt namens Confinet eingebunden, das diese Techniken nun endgültig zur Reife bringen soll.

Das Testen drahtloser WLAN-Netze ist nämlich gar keine so einfache Sache. Testet man sie unter Laborbedingungen wie etwa auf virtuellen Servern, dann fehlen die realistischen Funkbedingungen. Will man zu Testzwecken eigene Funknetze aufbauen, so stellt sich das schnell als sehr mühselig heraus, vor allem wenn man eine gewisse kritische Masse an Netzknoten erreichen will. Nur die Community-Netze verfügen bereits über entsprechend große Netze mit realen Belastungen.

Damit halten sie möglicherweise den Schlüssel für die Zukunft drahtloser Bürgernetze in der Hand und entwickeln ein Modell für eine menschlichere und stärker gleichberechtigte Form der Kommunikation in digitalen Netzen.

**ARMIN MEDOSCH** (geb. 1962 in Graz) ist Medienkünstler, Kurator und Autor („Freie Netze – Geschichte, Kultur und Politik offener WLAN-Netze“, erschienen im d.punkt-Verlag). Er lebt in Wien und London.

Langfassung: [derStandard.at/Web](http://derStandard.at/Web)



▲ **HALT: Auf der Suche nach Zeicheneinheiten einer digitalen Formensprache entwickelte der Medienkünstler Julian Palacz die Werkserie „Suchergebnisse“.** Foto: Julian Palacz

HANS RAUSCHER

## Die Wahrscheinlichkeit eines Krieges



Nicht wenige Österreicher und wohl auch Europäer befürchten einen Krieg wegen der Ukraine. Tatsächlich sagte

der neue ukrainische Premier in Brüssel, auf eine weitere Eskalation der militärischen Intervention durch Russland müsse die Ukraine auch militärisch reagieren.

Das wäre ein Rezept für Selbstmord. Gleichwohl kann es durchaus sein, dass entweder die russischen Gespenstertruppen ohne Hoheitsabzeichen, deren Anwendung auf der Krim von Putin dreist geleugnet wird, oder ukrainische Radikale sowohl von der prorussischen als auch von der Unabhängigkeitsfraktion das Feuer eröffnen. Was passiert dann? Putin sollte trotz seiner postsowjetischen Imperiumsfantasien noch so viel Rationalität besitzen, um einen Flächenbrand abzuwürgen. Allerdings spricht die offenbar durchgeknallte Julia Timoschenko bereits von einem „Guerillakampf“. Es wäre nicht der erste in der neueren ukrainischen Geschichte. Sowohl nach dem Ersten als auch während des Zweiten Weltkrieges gab es schwere Partisanenaktionen, teils gegen die Deutschen, teils gegen die Sowjets. Stalin ließ in den 1930ern Millionen Ukrainer bewusst verhungern.

Die Erinnerung an diese entsetzlichen Grausamkeiten mag sowohl Putin wie auch die ukrainischen Nationalisten vom Äußersten zurückzucken lassen. Auszuschließen ist aber Gewalt nicht. So furchtbar das wäre, so muss man sich die Jugoslawienkriege in den 1990ern vor Augen halten. Obwohl es zu schweren Kampfhandlungen in Kroatien, Bos-

nien und auch an der österreichisch-slowenischen Grenze kam, griff der Krieg nicht auf Mittel- und Westeuropa über.

Allerdings: In den Baltikumstaaten Lettland und Estland (sowohl EU- wie auch Nato-Mitglieder) gibt es starke russische Minderheiten. Wenn diese sich ein Vorbild an der russischen Mehrheit auf der Krim nehmen ...

Auf jeden Fall aber wären die wirtschaftlichen Auswirkungen größerer Gewaltausbrüche mit russischer Beteiligung in der Ukraine katastrophal. Die EU und die USA müssten mit echten Sanktionen reagieren, Russland würde mit Beschlagnahme westlicher Investitionen und mit einer Öl- und Gassperre reagieren. Der Effekt wäre eine weltweite Wirtschaftskrise, unter der auch Russland massiv leiden würde.

Inzwischen muss man sich nicht von Verschwörungstheorien verrückt machen lassen. Es wurden anonym Abhörprotokolle veröffentlicht: Der estnische Außenminister sagte zur EU-Beauftragten Ashton, die ukrainische Ärztin und Aktivistin Olga Bogomolets meine, die Scharfschützen am Maidan hätten in Wahrheit nicht im Auftrag von Janukowitsch, sondern der Revolutionäre gehandelt. Bogomolets hat inzwischen laut *Süddeutscher* absolut dementiert. Früher, als Wladimir Putin noch Oberst des KGB war, nannte man das „Desinformazija“.

Putin will Einfluss auf den Weg der Ukraine haben. Das kann er, so wie der Westen dasteht, wahrscheinlich haben – wenn es kein absoluter Einfluss, sondern nur eine Mitsprache ist. Wenn er rational ist, genügt ihm das. Wenn nicht, kommt wohl kein heißer, aber ein neuer kalter Krieg.

[hans.rauscher@derStandard.at](mailto:hans.rauscher@derStandard.at)

Thomas Glavinic schreibt seit 20 Jahren auf einer Olivetti

# Allein, ohne die da draußen



Der Schriftsteller Thomas Glavinic, 1972 in Graz geboren, genießt durchaus die Vorzüge des Internets und des Computers. Seine Texte aber hämmert er seit 20 Jahren zunächst in eine mechanische, also „analoge“ Olivetti-Schreibmaschine mit der Bezeichnung „lettera 32“.

In seinem autobiografischen Buch *Meine Schreibmaschine und ich*, soeben im Carl-Hanser-Verlag erschienen, gibt er über seine Arbeitsweise Auskunft. Es sei „wahrlich eine Qual, an diesem uralten Monster im Zweifingersystem“ zu schreiben. Zudem habe er kaum noch Farbbänder, was dazu führt, dass Glavinic die Maschine öffnen und das Band manuell zurückspulen muss, um einen weiteren Absatz halbwegs leserlich zu tippen: „Nur wenige Menschen haben mir bislang bei der Arbeit zugesehen, aber sie behaupten ausnahmslos, vor allem das hektische Zurückspulen des Farbbandes mache einen höchst beunruhigenden Eindruck.“

Lösch- oder Korrekturtaste gibt es natürlich keine. Das führt dazu, „dass jeder Fehler zu Geschmiere auf dem Papier führt, was wiederum die Leserlichkeit des Textes verringert, und das wiederum zwingt mich zu noch größerer Genauigkeit“: Glavinic denkt länger nach, ehe er einen Satz niederschreibt, und er gibt sich, schreibt er, nicht so leicht zufrieden. Auch die überarbeitete Fassung tippt er in die Olivetti, erst danach erfolgt die Übertragung in den Computer.

Für den STANDARD hat er in die Tasten gegriffen – wie die Journalisten vor 30 Jahren. (trenk)

## THOMAS GLAVINIC

1998 veröffentlichte der in Wien lebende Grazer seinen ersten Roman, „Carl Haffners Liebe zum Unentschieden“; mit „Der Kameramörder“ (2001) gelang ihm der Durchbruch; etliche seiner Romane, darunter „Das größere Wunder“ (2013), wurden für den Deutschen Buchpreis nominiert, „Das bin doch ich“ (2007) schaffte es auf die Shortlist. Foto: Newman  
www.thomas-glavinic.de



## „25 Jahre WWW“ auf derStandard.at

Das Thema der STANDARD-Schwerpunktausgabe „25 Jahre WWW“ wird auch auf [derStandard.at](http://derStandard.at) weitergezogen. In unserer Online-Ausgabe finden Sie multimediale Inhalte wie **interaktive Karten, Grafiken und Hörstücke**. Diese zeigen durch Töne und Animationen, wie sich das Leben von uns allen im vergangenen Vierteljahrhundert verändert hat.  
[derStandard.at/www25](http://derStandard.at/www25)

Das WWW ist sehr praktisch, vor allem für mich, weil ich faul und menschenscheu bin. Ich muss mit meinen Briefen nicht mehr zur Post, die Schlangen vor österreichischen Postamtsschaltern haben schon viel Härtere als mich zum Weinen gebracht. Ich muss aber zum Beispiel auch nicht mehr zwanzig Minuten hinter geschwätzigen Wahnsinnigen an der Supermarktkasse anstehen, weil mir die Milch ausgegangen ist, der Supermarkt kommt zu mir, ich muss es ihm nur per Email sagen. Mit Jacken und CDs sieht es nicht anders aus, die bestelle ich ebenfalls übers Netz. Wenn ich Hunger habe, telefoniere ich nicht mehr mühsam mit einem Menschen, der mein Genuschel nicht versteht und die abenteuerlichsten Bestellungen auf seinem Zettel notiert, sondern ich bitte ihn mit einem Mausklick, mir meine Pizza zu bringen. Wenn ich Schach spielen will: Internet. Wenn ich Musik hören will: Internet. Wenn ich einen Film sehen will: Ich bestelle ihn übers Internet. Will ich mich betrinken, steht mir der Online-Weinversand zur Verfügung. Möchte ich mich über neue Entwicklungen im Wohnwagenbusiness oder über Hühnchen-Rezepte informieren, setze ich mich an den Computer. Ich buche meinen Flug, meine Zugreise und mein Hotel via Internet. Wenn mich das Weltgeschehen beunruhigt, kann ich rund um die Uhr auf den Websites von SPIEGEL und CNN mitverfolgen, welcher Autokrat gerade wieder den Verstand verliert. Nur eines kann ich mit einem WWW-fähigen Computer nicht: arbeiten. Ich will auf Wikipedia etwas nachprüfen und bleibe sofort hängen: Facebook, Emails, Weltnachrichten, ich surfe und klicke und merke zu spät, dass ich die Welt meines Romans verlassen habe. Das wird mir an meiner Olivetti nie passieren. Tack-tack-tack, seit zwanzig Jahren vertraute Geräusche, ein vertrauter Geruch, sie und ich, allein, ohne die da draußen.

## KORREKTUREN

Betrifft: „Das Desaster in und rund Pompeji“

DER STANDARD, 5. 3. 2014  
In der Unterzeile wurde Pompeji „nahe Rom“ lokalisiert – dazwischen liegen immerhin fast 250 Kilometer.

Betrifft: „Entwarnung um Fukushima“

DER STANDARD, 25. 2. 2014  
Das in dem Artikel über die Strahlenbelastung zitierte Wissenschaftsmagazin *Pnas* lautet mit vollem Namen *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America*.



IHR WOLLT MIR MIT EUEREM  
ALTMODISCHEN INTERNET  
IMPONIEREN? WIE LÄCHERLICH  
IST DAS DENN!? MEINE FLOTTEN  
GLÄUBIGEN SCHAUBEN SICH DIE  
TIEFEN SEITEN SCHON LANGE NUR  
MEHR IM INTERNET AN !!

## INTERNET-VERBOTE IN DER TÜRKEI

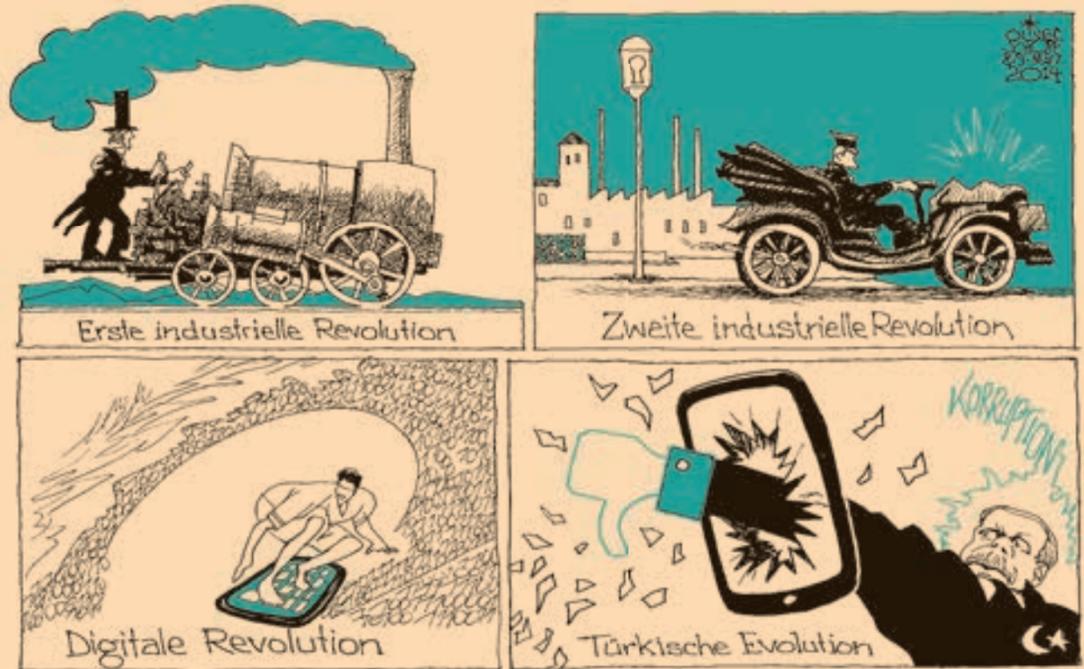
## Der gewählte Sultan

Markus Bernath

Der türkische Regierungschef Tayyip Erdogan lässt sich „mein Herr“ oder „Patron“ nennen, wenn er bei gestandenen Industriebossen anruft und sie wegen der Berichterstattung in deren Medien maßregelt. Die Mitschnitte abgehörter Telefongespräche, deren Echtheit der Premier zum Teil gar nicht erst bestreitet, geben Einblick in das krankmachende Herrschaftssystem der Türkei: ein Heer von Höflingen, das alle Vorteile einsteckt, welche die Nähe zur Macht bietet, und dafür alle Erniedrigungen erduldet; ein gewählter Sultan, dessen Verlangen nach Kontrolle mit jedem Herrschaftsjahr nur wächst.

Für ein EU-Kandidatenland, das mit jährlich 900 Millionen Euro Beitrittshilfe an den rechtlichen Standard der Union herangeführt werden soll, ist das ein bemerkenswerter Befund; der Verdacht der missbräuchlichen Verwendung von EU-Mitteln unter dem früheren Europaminister Egemen Bagis ist derzeit übrigens Gegenstand von Untersuchungen der Brüsseler Kommission. Erdogan sind die Einwände der EU gegen die Beschneidung der Meinungsfreiheit in der Türkei und die Beeinträchtigung der demokratischen Gewaltenteilung herzlich egal. Sie sind – so steht zu fürchten – auch jenseits seines Denkhorizonts.

Den sozialen Medien des Internets hat der türkische Premier „Spionage“ und „unmoralisches Verhalten“ vorgeworfen. Da macht es nur Sinn, was Tayyip Erdogan nun will: Facebook und Youtube in der Türkei verbieten.



derStandard.at/Cartoons

## PARTEINACHWUCHS

## Bravheit als Maxime

Michael Völker

Es ist nicht nur in der SPÖ so, dort aber besonders deutlich ausgeprägt: Die Kritikfähigkeit der Parteispitze ist völlig unterbelichtet. In der SPÖ kommen die braven und die angepassten Funktionäre nach oben, die lauten und aufsässigen werden rechtzeitig aussortiert.

Exemplarisch war der Auftritt der Jungfunktionärin Julia Herr (21) beim Parteirat vor zwei Wochen: Nachdem diese sich nicht inhaltlich an die Jubelvorgabe gehalten hatte, wurde sie von Frauenministerin Gabriele Heinisch-Hosek (52) von der Bühne komplimentiert. Herr verabschiedete sich mit einem leicht verunsicherten „Freundschaft“.

Wer dagegen brav und angepasst ist, den Chefs und Cheffinnen nach dem Mund redet, der bringt es zu etwas in der Partei: Laura Rudas (32), die sich gerade wieder aus der Politik verabschiedet, war ein Beispiel. Katharina Kucharowits (30), immerhin Parteivizechefin, ist ein anderes. Sie darf Kanzler Werner Faymann (53) dann im Parlament fragen, warum er eigentlich so toll ist – und tut damit weder ihrer Generation noch dem Frauenbild, das sie dabei vermittelt, einen Gefallen. Daniela Holzinger (26), die sich als einzige SPÖ-Abgeordnete traute, im Parlament für einen Hypo-Ausschuss zu stimmen, wurde hingegen gemäßregelt und als „naiv“ hingestellt. So produziert man in der Gesellschaft unkritische Jager. Aber immerhin: In der SPÖ gibt es noch diese Ausreißer, für die man streiten mag. In der ÖVP hat längst die absolute Bravheit obsiegt.

## MARIAHILFER STRASSE NEU

## Vassilakous Zitterpartie

Rosa Winkler-Hermaden

Bis zuletzt traute sich niemand, einen eindeutigen Tipp abzugeben. Würden die Bewohner des sechsten und siebenten Bezirks in Wien die Verkehrsberuhigung auf der Mariahilfer Straße befürworten oder nicht? Mit dem Ergebnis pro Verkehrsberuhigung wurde nun Klarheit geschaffen. Das, wofür die Grünen verbissen gekämpft hatten, soll nun also Realität werden.

Die Truppe rund um Vizebürgermeisterin Maria Vassilakou war in den letzten Monaten stark unter Beschuss geraten. Zu viele Pannen waren passiert: die Troubles mit dem 13A, dann die Kritik an den Radfahrern und schließlich der Vorwurf, zu wenig über das Projekt informiert zu haben. Auch hatte man stets das Gefühl, dass der Hausseggen in der rot-grünen Stadtregierung schief hängt. Oder darüber hinaus: dass die SPÖ den kleinen Koalitionspartner mit Genuss anrennen lässt. Doch all jene, die hofften, dass nun endgültig Ruhe einkehrt, müssen vertröstet werden. Bei aller Euphorie, die am Freitag herrschte: Die nun in wenigen Wochen startenden Umbauarbeiten sollen bis zu zwei Jahre dauern. Projektgegner wird es auch weiterhin geben, immerhin stimmten 46,8 Prozent der Anrainer mit Nein ab. Sie werden auch in Zukunft keine Gelegenheit auslassen, den Grünen chaotische Planung vorzuwerfen.

Wenn die Partei bei der Wien-Wahl 2015 das Ergebnis vom letzten Mal erreichen will, gilt es neue Akzente zu setzen, auch in Bereichen abseits der Verkehrspolitik.

## Wir sind gewaltig überfordert

Wieso es ausreichend Anlass gibt, über bloße Frauenpolitik hinauszudenken

Petra Stuißer

Was erfahren wir am diesjährigen Internationalen Frauentag über die Situation der Frauen in Österreich und in der Welt? Frauen arbeiten immer mehr in Teilzeitjobs; die Teilzeitquote insgesamt geht hinauf; dafür wird die Einkommensschere zwischen Männern und Frauen größer (no na); überhaupt liegt Österreich beim Gender-Pay-Gap an vorletzter Stelle in der EU. Weibliche Aufsichtsräte? Mit der Lupe suchen. Mehr Männer in Karenz? Zähle Angelegenheit. Es ist zum Augenrollen und Resigniert-Schulterzucken: Tausendmal gehört, tausendmal angeprangert, tausendmal ist nix passiert.

Eine Untersuchung freilich ließ diesmal aufhorchen: die umfangreiche Gewaltstudie der EU-Agentur für Grundrechte. Deren Ergebnisse zeigen ein Problem gewaltigen Ausmaßes. Demnach soll jede dritte Frau in der Union, hochgerechnet etwa 62 Millionen Mädchen und Frauen, schon einmal physische und sexuelle Gewalt erlebt haben – insbesondere häusliche Gewalt. Das ist kein „Frauenproblem“ – das ist ein gesamtgesellschaftliches Übel. Offenbar schaffen wir es nicht, Stresssituationen, Probleme und Konflikte zu meistern, ohne die Menschenrechte anderer (Schwächerer) dabei größtenteils zu verletzen. Das war wohl schon immer so, ist wahrscheinlich kein neues Phänomen.

Doch im Gegensatz zu früher kann man heute mehr tun, als mit dem Problem ganz allein fertigwerden zu müssen: Es gibt professionelle Hilfe für Opfer und Täter – und es ist längst keine Schande mehr, psychologische, psychotherapeutische oder psychiatrische Hilfe zu suchen, wenn man nicht mehr weiterweiß. Es gibt Messinstrumente und Methoden, mit denen Politik und Behörden der Sache auf den Grund gehen können – und auch müssen. Handelt es sich um ein wachsendes Problem? Was kann der Gesetzgeber unternehmen? In Österreich gilt zumindest Vergewaltigung in der Ehe als Verbrechen, es gibt Wegweiserecht, Anti-Stalking-Gesetz und vieles mehr.

Aber die Regelungen in den EU-Mitgliedsstaaten sind höchst unterschiedlich. Viele Staaten haben die Europaratskonvention zum Schutz gegen häusliche Gewalt noch nicht einmal ratifiziert – so fehlen etwa Polen, Tschechien, Ungarn, aber auch Deutschland.

In Österreich bleibt auch noch viel zu tun: In der ärztlichen Ausbildung müssen das Erkennen von und Reagieren auf gewalttätige Verletzungen fixer Bestandteil sein. Polizisten, Pädagogen und Betreuern muss beigebracht werden, bei Verdacht auf Gewalt lieber einmal öfter hin-, als einmal zu oft wegzuschauen.

Darüber hinaus wäre es hoch an der Zeit, das Problem an einer nur scheinbar völlig anderen Wurzel zu packen. Stimmt das Gleichgewicht zwischen Arbeit, Freizeit und Familie? Wie belastet sind Menschen, und welche Folgen hat das? Eine Untersuchung der

Europäischen Kommission vor drei Jahren ergab, dass 60 Prozent aller Europäer sich in ihrem Beruf über längere Perioden wie in einem „Druckkochtopf“ fühlten. Wer permanent unter Druck steht, droht zu explodieren, unabhängig vom Geschlecht. Die Folgen sind immer verheerend.

Dieses Thema anzupacken wäre doch eine schöne Aufgabe, besonders für die (männlich dominierten) Sozialpartner. Sie müssten dafür nur ihren Mitgliedern einmal richtig zuhören: Das Problem der permanenten Überforderung eint Männer und Frauen wie kaum ein anderes.

## KOPF DES TAGES

## Reich wurde er nicht mit seiner Idee, aber geadelt



Der Erfinder des World Wide Web: Tim Berners-Lee. Foto: EPA

Den Anstoß für das World Wide Web lieferte ein Gespräch mit seinem Vater, als Tim Berners-Lee noch ein Schüler war: Dieser war Mathematiker und brütete gerade über das Thema, ob Rechnern Intuition beigebracht werden könne. Dazu müsste man Informationen miteinander verknüpfen, rief sein Vater wiederholt aus.

Mit Computern ist der 1955 geborene Londoner aufgewachsen. Seine Eltern Conway und Mary arbeiteten in den 1950er-Jahren an Englands erstem kommerziellem Computer. Der Satz seines Vaters ging ihm nicht aus dem Kopf, als er Physik am Queen's College der Universität Oxford studierte und seine ersten Schritte im Beruf, unter anderem am Kernforschungszentrum Cern, unternahm.

Informationen miteinander zu verknüpfen wurde zu seiner Passion: 1980 schrieb der Softwareentwickler das Programm Enquire, das Daten von Karteien verknüpfte und diese abrufbar machte. Das war die „Keimzelle der Idee des World Wide Web“, meinte Tim Berners-Lee später.

Geld hat der verheiratete Familienvater mit seiner Erfindung nie verdient. Ein Patent habe er bewusst nie angelegt, sonst hätte sich das Netz nicht so rasant entwickeln können, so seine schlichte Erklärung.

Der stets schwarz gekleidete Brite fühlt sich sichtlich unwohl, wenn er wie jedes Jahr beim Weltwirtschaftsforum in Davos als „Vater des Internets“ von Podium zu Podium gereicht wird. Dort kämpft er engagiert für das World Wide Web als offenes System und wirkt dabei wie ein Idealist inmitten der Internet-Milliardäre, denen es vor allem um die nächste beste Geschäftsidee geht. Auch Partys meidet der inzwischen in den USA lebende Familienvater und sagt von sich, er brauche Zeit zur Erholung in der Natur, wo er am besten über „Entwicklungs-kram“ brüten könne.

Er lehrt am Massachusetts Institute of Technology (MIT) und ist Vorsitzender des sogenannten World-Wide-Web-Konsortiums. Dort wacht er mit seinen Mitarbeitern darüber, dass die technologischen Standards für das Netz vereinheitlicht werden. Angebote von Konzernen, die sich einmischen wollen, lehnt er konsequent ab.

2004 wurde Berners-Lee von der Queen zum Ritter geschlagen. Auf die Frage, wie es sei, stets damit konfrontiert zu werden, etwas Historisches vollbracht zu haben, antwortet Berners-Lee: „So müssen sich Kronprinzen fühlen, die ihr ganzes Leben lang hören, dass sie etwas Besonderes sind.“ Alexandra Förderl-Schmid



Ingenieur Werner Sobek in seinem transparenten Haus am Stadtrand von Stuttgart. „Wenn ich ungestört sein will, dann mache ich einfach die Augen zu.“

Foto: Zoëy Braun

## Ich bin Versuchskaninchen im eigenen Haus

Der Stuttgarter Architekt und Ingenieur **Werner Sobek** ist Pionier in Sachen Technologie und Vernetzung. Mit Nachtsichtgeräten, erfuhr **Wojciech Czaja**, kommt man in seinem gläsernen Einfamilienhaus aber nicht weit.

„Das Beste an diesem Haus ist, dass es sich nicht anfühlt wie ein Haus. Vielmehr hat man das Gefühl, man sei mitten in der Natur. Und das ist man auch. Egal, wo man sich gerade aufhält, man sieht die Bäume, man sieht den Himmel, man sieht und hört den Regen, man riecht die Blüten, man bekommt einfach den ganzen Tagesverlauf mit. Ein halbes Jahr, nachdem wir eingezogen waren, fiel mir auf, dass ich nicht mehr auf die Uhr gucke. Anhand des Tageslichts kann man gut abschätzen, wie spät es immer ist.“

Ich werde oft gefragt, wie es sich anfühlt, ständig unter Beobachtung zu sein. Und dann sage ich: Zum einen wohnt der nächste Nachbar 200 Meter von hier entfernt, und zum anderen ist mir das auch ziemlich egal. Es gibt sogar Leute, die versuchen, uns bei Dunkelheit mit Nachtsichtgeräten im Haus aufzuspüren, aber das führt zu nichts. Die Glasschei-

ben haben eine Low-Emissivity-Beschichtung und lassen keinerlei Infrarotstrahlung durch. Pech gehabt!

Warum das Haus so aussieht, wie es aussieht, hat einen guten Grund. Was meine Arbeit betrifft, würde ich mich als Pionier bezeichnen, weil ich an der Entwicklung neuer Technologien sowie an der Implementierung dieser Technologien im Bauwesen maßgeblich beteiligt bin. Ich lebe diesen Beruf mit Leidenschaft. Und wenn man etwas Neues entwickelt, so muss man sich auch als Versuchskaninchen zur Verfügung stellen und am eigenen Leibe das ausprobieren, was man später dem Markt anbieten möchte.

Wir haben lange an diesem Haus geplant – von 1997 bis 2000. Der Bauprozess selbst dauerte aber nur zehn Wochen. Es war eines der ersten Gebäude, das sich komplett über den Computer steuern lässt. Über einen Touchscreen geben wir die gewünschte Temperatur ein, und die EDV erledigt den Rest. Theoretisch können wir die Haustechnik auch übers Handy steuern. Wir wohnen in einem richtigen Nullenergiehaus – ohne Gaskessel, ohne Ofen, ohne Erdwär-

me. Wir heizen einzig und allein mithilfe der Sonne. Es gibt eine Bauteil-Aktivierung, einen Wärmetauscher sowie einen Speichertank mit 12.000 Liter Wasser, in dem die gewonnene Energie gespeichert wird. Die Wassertemperatur im Tank pendelt zwischen fünf und 85 Grad Celsius! Außerdem hält sich der Energiebedarf durch die hochwertige Isolierung – die Glasscheiben sind mit Kryp-

ton gefüllt und haben die gleiche Wärmedämmeigenschaft wie eine 14 Zentimeter dicke Styroporplatte – ohnehin in Grenzen.

Demnächst wollen wir das Haus technisch etwas nachrüsten und eine neue Software installieren. Es handelt sich dabei um ein Energieoptimierungssystem unter dem Namen alpha EOS. Dann werden wir noch weniger Strom verbrauchen als heute. Sämtliche Geräte wie Geschirrspüler oder Waschmaschine können dann via Internet gestartet werden. Das System ist mit der meteorologischen Station verbunden und kann aufgrund von Wetterlage, Netzauslastung und Tageszeit automatisch kalkulieren, wann die Energiekosten am niedrigsten sind und das öffentliche Stromnetz am geringsten belastet wird. Außerdem werden wir ab Sommer einen Elektro-Smart haben, den wir über unsere Photovoltaik-Anlage direkt aufladen können.

Ob mir das Haus so transparent ist? Eigentlich nie! Denn wenn ich ungestört sein und mich ein wenig in mein Innerstes verkriechen will, dann mache ich einfach die Augen zu. Das lernt man, wenn man so viel unterwegs ist wie ich. Sobald ich die Augen schließe, fühle ich mich zu Hause, fühle ich Heimat. “

WAS WOLLEN WIR?

BESUCHEN  
SIE UNS  
AUF DER  
WIENER  
IMMOBILIEN  
MESSE

HALLE CC,  
STAND B02A



Für  
vergünstigte  
Tickets  
EHL App  
downloaden.

www.ehl.at/app



STANDARD EXKLUSIV



Bezugsfertig!  
Nur noch  
3 Wohnungen!

Mein ZUHAUSE.

HWB 33 kWh/m<sup>2</sup>a

Kainzgasse 11. 73 - 143m<sup>2</sup> mit Terrasse bzw. Loggia

Raiffeisen  
Vorsorge Wohnung



www.kainzgasse.at

Telefon: +43 1 533 3000 vorsorgewohnung@rvw.at



Besuchen Sie uns auf der WIENER IMMOBILIEN MESSE vom 15. bis 16. März 2014.

# Mit Jubelgeschrei und 10.000 Mann durchs Netz



Viele Büros, eine Idee: Marion Wicher (links) und Ruth Berkold planen das World Conference Center (WCC) in Bonn und das Rot-Kreuz-Haus in Leoben (unten).  
Fotos: Yes, Toni Muhr

**WAS WOLLEN WIR?**

Marion Wicher arbeitet in Graz, ihre Partnerin Ruth Berkold sitzt in München, gemeinsam leiten sie das Büro **Yes Architecture**. Die reibungslose Zusammenarbeit verdanken sie der einfachen Kommunikation zwischen A und B, aber auch ihrer schwergewichtigen Kreativität.

Wojciech Czaja

**Graz/München** – „Ohne WWW wären wir nicht einmal in der Lage, unsere Pläne zu zeichnen“, sagt Marion Wicher. Gemeinsam mit ihrer Partnerin Ruth Berkold betreibt sie ein Architekturbüro an drei Orten: Die eine sitzt in Graz, die andere in München, und die Mitarbeiter sind da wie dort sowie in New York. Die Pläne im multilokalen Büro Yes Architecture liegen daher nicht auf der Festplatte, sondern auf einem externen Server irgendwo in Deutschland. „Kleinere und mittlere Projekte wickelt jede für sich alleine ab“, sagt Wicher. „Bei größeren Bauvorhaben jedoch arbeiten wir mit

einem digitalen Plansatz, auf den wir beide zugreifen können. Sobald der Plan von Person A freigegeben ist, kann Person B daran weiterzeichnen.“

Studiert und kennengelernt haben sich die beiden Architektinnen in den USA. Die Bürogründung erfolgte 2002, als die beiden begannen, mit diversen US-amerikanischen Architekturbüros zusammenzuarbeiten und deren europäische Projekte

direkt vor Ort europafit zu machen – also an die lokalen Normen und Bauvorschriften zu adaptieren und die behördlichen Wege dafür zu übernehmen. Das erste große Projekt war der Neubau der Kla-

genfurter Hypo-Alpe-Adria-Bank von Thom Mayne.

Das bisher größte Bauwerk von Yes – „der Name leitet sich aus diesem gewissen Moment ab, in dem plötzlich der Knoten aufgeht und man aufjubeln muss“ – ist das World Conference Center (WCC) in Bonn. Das 72.000 Quadratmeter große Projekt, das bereits kurz vor Fertigstellung steht, umfasst ein Konferenzzentrum mit mehreren kleinen Sälen, einen Hauptsaal für 10.000 Besucher sowie ein 16-stöckiges Hotel. Die Fertigstellung des WCC, das nicht zuletzt die strengen Anforderungen und Sicherheitsbestimmungen der UNO erfüllt, ist für Anfang 2015 geplant.

Das WCC ist Resultat eines internationalen Wettbewerbs, den Yes bereits 2004 gewonnen hatte. Der gesamte Planungsprozess erfolgte bilokal via E-Mail und Internet. „Alles schön und gut, doch als die Jury kapiert hat, dass hinter

diesem damals noch jungen Büro ein ebenso junges Frauenduo steckt, hatten wir es nicht gerade leicht. Da wurde uns klar: Wir brauchen Männer, und zwar richtig mächtige Männer, mindestens 100 Kilogramm pro Stück. Als wir dann mit mehreren männlichen, überaus kräftigen Statikern, Haustechnikern und Akustikplanern aufmarschiert sind, haben wir den Auftrag bekommen.“ Kurze Pause. „So war das damals vor zehn Jahren. Heute ist das anders.“

Eines der persönlichen Lieblingsprojekte Marion Wichers ist der Neubau für das Rote Kreuz in Leoben. In den Innenräumen tauchen immer wieder rot-weiße geometrische Muster auf – Fragmente des Rot-Kreuz-Logos. Die Fassade hingegen erscheint in strenger, vertikaler Streifenoptik. Ein Transkriptionsprogramm im Internet gibt Aufschluss: Es handelt sich um die Barcode-Verschlüsselung des Namens des Rot-Kreuz-Gründers: Henry Dunant.

## KURZ & BÜNDIG

**Ihr Büro in drei Worten?** Anspruchsvoll, lustvoll, experimentell.  
**Der beste Ort für Ideen?** Ideen haben keinen Ort. Sie passieren!  
**Bleistift oder Computer?** B und C.  
**Wie viel arbeiten Sie?** Was genau ist Arbeit?  
**Was würden Sie gerne bauen?** Alles, wo das Raumerlebnis im Vordergrund steht.  
**Ihr größter Erfolg?** Bonn.  
**Ihre größte Niederlage?** Nicht verstanden zu werden.  
**Ihr Lieblingsurlandsland?** Die Welt ist voll davon.  
**Letzter Gedanke am Abend?** Schön, ein Bett zu haben!  
**Alternativjob zur Architektur?** Architekten glauben, es gibt keine Alternative. Sicher?

## ARCHITEKTENPORTRÄT

## Richtwerte steigen, Kategoriemieten auch

Erhöhung jeweils ab 1. April – Wiener Richtwert steigt von 5,16 auf 5,39 Euro

Martin Putschögl

Alle zwei bis drei Jahre erhöhen sich in Österreich quasi von Amts wegen die Mieten. Das Richtwertgesetz, das für ab 1994 abgeschlossene Mietverträge gilt, wird regelmäßig alle zwei Jahre wertangepasst, zuletzt war dies am 1. April 2012 der Fall. Wie hoch die Erhöhung jeweils ausfällt, entscheidet vereinfacht gesagt die durchschnittliche Inflationsrate des

Vorjahres. Für 1. April ergeben sich für die einzelnen Bundesländer folgende neue Richtwerte: Burgenland 4,92 Euro (bisher: 4,70); Kärnten 6,31 (6,03); NÖ 5,53 (5,29); OÖ 5,84 (5,58); Salzburg 7,45 (7,12); Steiermark 7,44 (7,11); Tirol 6,58 (6,29); Vorarlberg 8,28 (7,92); Wien 5,39 (5,16).

Die Verteuerung liegt damit bei rund 4,6 Prozent. Die neuen Richtwerte wurden den Mitgliedern der Wirtschaftskammer bereits mitgeteilt, müssen aber zur Inkraftsetzung noch vom Justizminister per Bundesgesetzblatt veröffentlicht werden. Dies wird für die nächsten Tage erwartet – sofern nicht wieder ein Politikum wie 2008 und 2009 daraus wird, als ein eigenes Gesetz erlassen wurde („Mietrechtliches Inflationslinderungs-gesetz“), um die Erhöhung abzuferdern. Der Präsident der Mietervereinigung, Georg Niedermühlbichler, fordert im Gespräch mit dem STANDARD den Justizminister dazu auf, „aufgrund der angespannten Situation am Wohnungsmarkt die geplante Mietzinsanpassung auf unbestimmte Zeit auszusetzen“.

### Erhöhung ab April oder Mai

Sind die neuen Richtwerte einmal in Kraft, können sie ab 1. April für neue Mietverträge zur Mietzinsberechnung herangezogen werden. Bestehende Mietverträge können ab 1. Mai erhöht werden, sofern eine Wertsicherung im Vertrag festgeschrieben wurde (was meist der Fall ist). Die WKÖ weist ihre Mitglieder ausdrücklich darauf hin, dass Erhöhungsbegehren

schriftlich erfolgen müssen und keinesfalls vor dem 1. April versendet werden dürfen.

### Auch Kategoriemieten steigen

Gleichzeitig mit den Richtwerten – und das ist selten der Fall – werden im April auch die Kategoriemieten erhöht. Diese gelten im Wesentlichen für Mietverträge, die vor dem 1. März 1994 abgeschlossen wurden. Sie dürfen per Gesetz nur dann erhöht werden, wenn der VPI eine Fünf-Prozent-Hürde überspringt, was im Dezember der Fall war. Die letzte Erhöhung der Kategoriemieten erfolgte im September 2011. Die neuen Beträge: 3,43 Euro für Kategorie A (bisher: 3,25), 2,57 Euro für Kat. B (2,44), 1,71 Euro für Kat. C und D brauchbar (1,62) sowie 0,86 Euro für Kat. D unbrauchbar.

### Lagezuschlag im Visier

Niedermühlbichler macht nun aber auch auf einer anderen Front mobil – und zwar gegen die eigene SP-geführte Stadtregierung. Konkret sind ihm die zuletzt stark angehobenen Lagezuschläge in Wien ein Dorn im Auge. Weil deren Höhe an die Immobilienpreise gekoppelt ist, „diese aber – wie die OeNB in einer Studie nachgewiesen hat – um 20 Prozent überhöht sind“, verlangt der MVÖ-Chef, dass die Lagezuschläge um diese 20 Prozent gesenkt werden. Lagezuschläge sind für ihn „nicht nachvollziehbar“, denn „auch ein Handwerker kann für seine erbrachte Leistung nicht bezirksbezogen mehr verlangen“.

## immopreise.at

### Preisspiegel

Vorarlberg Häuser Kauf

Angaben in Euro je Quadratmeter

- k.A. (keine Angabe)
- bis € 1200
- € 1201 - € 2000
- € 2001 - € 3000
- über € 3000



| Bezirk    | <125 m² | 126-150 m² | >151 m² | Durchschnitt/m² | Tendenz |
|-----------|---------|------------|---------|-----------------|---------|
| Bludenz   | k.A.    | k.A.       | 1901    | 1954            | ▲       |
| Bregenz   | k.A.    | k.A.       | k.A.    | 3231            | ▲       |
| Dornbirn  | k.A.    | k.A.       | k.A.    | 1904            | ▶       |
| Feldkirch | k.A.    | k.A.       | k.A.    | 2622            | ▶       |

| Bregenz       | <50 m² | 51-80 m² | 51-129 m² | >130 m² | Durchschnitt/m² | Tendenz |
|---------------|--------|----------|-----------|---------|-----------------|---------|
| Wohnung Kauf  | k.A.   | k.A.     | k.A.      | k.A.    | 1882            | ▶       |
| Wohnung Miete | k.A.   | k.A.     | k.A.      | k.A.    | k.A.            | ▶       |

Gesamtanzahl der Objekte: 33 Datenbasis: März 2014  
Basis der Berechnungen sind die Angebotspreise jener Objekte, die im Betrachtungszeitraum auf derStandard.at/Immobilien inseriert wurden. Von tatsächlich erzielten Marktpreisen können die Daten deshalb abweichen. „Tendenz“ spiegelt den Vorjahresvergleich wider. Jeder Preis errechnet sich aus allen, mindestens aber vier Objekten in der jeweiligen Kategorie und stellt einen Durchschnittspreis, bereinigt um statistische Ausreißer, dar. Verkaufspreise sind Bruttopreise, Mietpreise verstehen sich inklusive Betriebskosten und Umsatzsteuer. Datenquellenfehler und Irrtümer vorbehalten.

# Von WG bis Palais.

Powered by [derStandard.at/Immobilien](http://derStandard.at/Immobilien)



### WIENER ZINSHAUSMARKT-BERICHT 2014

Die aktuelle Ausgabe von EHL Immobilien ab sofort verfügbar.

Ihr persönliches Exemplar des Wiener Zinshausmarktbericht 2014 erhalten Sie **kostenlos** unter <http://www.ehl.at/marktberichte>, telefonisch unter 01 512 76 90 oder [office@ehl.at](mailto:office@ehl.at).

[www.ehl.at](http://www.ehl.at)

Wir leben Immobilien.



**Selbstversuch** Andrea Maria Dusch ging 24 Stunden völlig offline und beschreibt die Konsequenzen ihrer Cyber-Abstinenz. **S. A 3**

**Architektur** Schwimmen mit oder gegen die Bilderflut: über reale und virtuelle Architektur im Netz. **S. A 4**

**Kunstmarkt** Nur für 14 von 300 Fälschungen wurde er verurteilt: der talentierte Herr Beltracchi. **S. A 5**

**Reise** Grüß mir Marseille: unterwegs mit dem Greeter, einem freiwilligen Fremdenführer. **S. A 6**

**Spiele** Emma Peel kämpfte in den 1960ern und 1970ern mit Schirm, Charme und Melone – und oft war das Schachspiel mit dabei. **S. A 8**

**Bücher I** Die Schweiz als Schwerpunktland der Leipziger Buchmesse: die große Angst der Eidgenossen vor den Migranten. **S. A 10**

**Bücher II** Was wir über Datenabgabe preisgeben: drei Neuerscheinungen zu den Folgen der rasanten Netz- und Datenentwicklung. **S. A 11**

**Ich frage mich ...** Kathrin Passig fragt sich: Wer sind die Gewinner und Verlierer der Digitalisierung? **S. A 12**



Für „whitehouse“ visualisierte Julian Palacz hunderte Presseaussendungen des Weißen Hauses, die als RSS-Feed verfügbar sind.

Foto: Julian Palacz

# Bits und Bytes statt Bomben

Es ist ein Krieg ohne Gefechtslärm, und wenn die Treffer einschlagen, tun sie dies unter der Wahrnehmungsschwelle der Öffentlichkeit: Wie Staaten sich im virtuellen Raum bekriegen.

Von Christoph Prantner

Eigentlich sollte doch alles um ein Vielfaches transparenter werden mit dem Internet. Stattdessen hat sich in dieser einen Frage aber alles verwischt: Die Unterscheidung zwischen Krieg und Frieden, zwischen Freund und Feind, zwischen Kombattanten und Zivilisten ist im Netz kaum noch möglich. Im Cyberwar, dem Krieg im virtuellen Raum, gilt das meiste, was bei Konflikten zu Lande, in der Luft, zu Wasser und im Weltall noch einigermaßen überschaubar und damit unterscheidbar war, nicht mehr. Denn alle gehen gegen alle vor – verdeckt, ohne Kriegserklärung und unter der Wahrnehmungsschwelle einer breiten Öffentlichkeit.

Die Definition von Krieg als bewaffnetem, gewalttätigem Konflikt zwischen mindestens zwei Kollektiven ist in Zeiten virtueller Realität so nicht mehr akkurat. Denn Staaten und deren Stellvertreter beharken einander im virtuellen Raum brutal und beständig, ohne dass sich die Öffentlichkeit dessen bewusst wäre. Was man dabei nicht hört, ist Gefechtslärm. Was man nicht sieht, sind die Treffer, die im Gebiet des Gegners einschlagen.

Finden wir uns bereits in einem dauerhaften Cyberkrieg, und keiner merkt es? „Wenn man Cyberspionage miteinander bezieht, dann ist die Antwort ganz klar Ja. Jeden Tag hacken sich Länder in die Netze anderer Staaten und vor allem auch in die Netzwerke von Unternehmen dieser Staaten“, erklärte Richard Clarke, jahrzehntelang einer der höchsten Sicherheitsbeamten der USA und Autor von *World Wide War*, vor einiger Zeit in einem Interview mit dem STANDARD.

## NSA-Skandal als Beweis

Quasi wie zum Beweis für diese Einschätzung kamen im Sommer vergangenen Jahres die unglaublichen Überwachungs- und Spionageaktivitäten ausgerechnet des amerikanischen Geheimdiens-

tes NSA ans Tageslicht. Es wurde klar, dass der US-Dienst – damals bezeichnenderweise noch in Personalunion vom Chef des Cyberkommandos der US-Streitkräfte, General Keith Alexander, geführt, der in dieser diffusen Welt der Cyberkrieger und Datenschnüffler einer der ganz großen Spieler ist. Einer, der nicht zwischen Alliierten und Gegnern unterscheidet. Einer, der langfristige strategische Ziele hinter die in Bruchteilen von Sekunden wechselnden Szenarien taktischer Kalküle setzt.

Für ihre Zwecke konnte die NSA auf die Daten amerikanischer Informationstechnologiegiganten wie Google oder Facebook sowie auf jene der großen US-Telefongesellschaften zurückgreifen. Daneben manipulierte sie Unterseedatenkabel und gelegentlich auch andere Hardware: Hintertüren in Routern und Computern wurden eingebaut. Die Spione lasen Mobiltelefone aus, vor ihnen waren selbst verschlüsselte Nachrichten nicht sicher, denn sie hatten auch Kryptografieprogramme für ihre Agency jederzeit lesbar gemacht.

Dadurch hatten (und haben aller Wahrscheinlichkeit nach noch

immer) die Amerikaner einen kaum eingeschränkten Zugang zur überlebenswichtigen Infrastruktur vieler Staaten ebenso wie zu streng gehüteten Geheimnissen aus deren Unternehmen oder von deren politischen Amtsträgern. Diese forcierte Spionage und potenziell zerstörerischen Angriffe aus dem Internet bedrohen heute unmittelbar ureigenste Interessen eines jeden Landes.

In den vergangenen Jahren haben deswegen unter anderem Frankreich, Deutschland, Großbritannien und die USA selbst Cybersecurity-Strategien vorgelegt. Zuletzt machten vor allem die Doktrinen der Vereinigten Staaten – es gibt Papiere des Weißen Hauses, des State Department, des Pentagon und ein Grundsatzdokument des Heimat-



schutzministeriums – von sich reden. Darin wird der Cyberspace als neue militärische „Domäne“ bezeichnet. Angriffe aus dem Netz auf Infrastruktur und vitale Interessen der USA würden mit „allen zur Verfügung stehenden und notwendigen Mitteln, auch militärischen“, beantwortet.

Viele Analysten sehen darin den

Versuch, das Konzept der Abschreckung aus der Nuklearaffenära in den virtuellen Raum zu übertragen. Weil die USA ein hochtechnisiertes und enorm vernetztes Land seien, müssten sie versuchen, Gegner abzuschrecken. Denn es sei für Washington ein Ding der Unmöglichkeit, einigermaßen sichere Defensivkräfte aufzubauen, die alle kritischen Infrastrukturen der Vereinigten Staaten (Stromnetze etwa, Wasserversorgung, Finanztransaktionen oder die Logistik von Lebensmittelketten) hochgradig sichern könnten.

## Günstige Waffen

„Es ist relativ einfach, offensive Kapazitäten für den Cyberkrieg aufzubauen“, erklärte ein hochrangiger Beamter einer großen europäischen Staatskanzlei dem Autor dieser Zeilen unlängst unter dem Siegel der Verschwiegenheit. „Und es kann für einige Staaten sehr verlockend sein, weil solche Arsenale viel günstiger zu haben sind als nukleare oder kinetische Waffen. Dazu kommt noch der politische Vorteil, dass Angriffe verschleiert werden können und kaum zuordenbar sind.“

Damit sind zwei zentrale Begriffe angesprochen: Asymmetrie und Attribution. Einerseits ist es nahe-

▷ Fortsetzung auf Seite A 2

▷ Fortsetzung von Seite A 1  
zu unmöglich, datenforensisch festzustellen, wer Urheber einer Cyberattacke ist, wenn es ein geschickter Angreifer darauf anlegt, dies zu verschleiern. Die Angriffswellen können über Drittländer geleitet (geroutet), falsche Fährten ausgelegt werden. Damit ist eine zweifelsfreie Identifikation eines attackierenden Landes zeitnah kaum machbar, und das Konzept der Abschreckung verliert an strategischem Gewicht.

**Zweitschlagkapazität?**

Anders gesagt: Gab es in Zeiten des Kalten Krieges noch Vorwarnzeiten von etwa 40 Minuten, bis zweifelsfrei identifizierbare feindliche Interkontinentalraketen im eigenen Land einschlagen konnten, und war damals – nicht nur theoretisch – ein unmittelbarer Gegenschlag („Zweitschlagkapazität“) möglich, erfolgen digitale Erstschläge in wenigen Millisekunden. Und danach kann niemand verifizieren, wer dahintersteckt, und somit ist es ungewiss, gegen wen allenfalls zurückgeschlagen werden sollte.

Die Asymmetrie hingegen ist am besten mit Beispielen zu beschreiben: China gilt als einer der rührigsten Akteure in der Cyberspionage-/kriegsführung. Die Volksbefreiungsarmee hat eingeräumt, dass sie eine 30 Mann starke Cybereinheit unter dem Namen Blue Army hat, die jederzeit auch Staaten angreifen kann. Das renommierte amerikanische IT-Sicherheitsunternehmen Mandiant kam vor etwa einem Jahr nach umfangreichen datenforensischen Untersuchungen zum Schluss, dass die „Einheit 61398“ des chinesischen Militärs für hunderte Hackerangriffe auf US-Unternehmen verantwortlich ist. Diese Truppe soll in einem zwölfstöckigen Hochhaus in Pudong, einem Bezirk Schanghais, sitzen und hunderte Hacker beschäftigen. Seit 2006 sollen sie zumindest 141 Unternehmen angegriffen und ausspioniert haben. Hunderte Terabyte Daten (von Passwörtern bis zu Businessplänen) wurden dabei entwendet.

**Starkes Pjöngjang**  
Für das nach dem Supermachtstatus strebende Peking, das in herkömmlicher Rüstung und militärischem Know-how mindestens 20 Jahre Rückstand auf die USA hat, erweisen sich Cyberkapazitäten als günstige und effiziente Ergänzung. Nordkorea hingegen hat schon mehrfach das in Leichtjahren entwickelte Südkorea im virtuellen Raum angegriffen (auch über in Österreich ste-

hende Server). Pjöngjang hat in den vergangenen Jahren starke offensive Fähigkeiten entwickelt und ist aufgrund seiner äußerst limitierten internen Vernetztheit selber kaum im Cyberspace angreifbar. Richard Clarke stuft das nordkoreanische Steinzeitregime deswegen sogar als eine der stärksten Nationen in der Cyberkriegsführung ein (siehe Grafik).

Aber hat es tatsächlich schon einen regelrechten Cyberkrieg gegeben? „Der Begriff ist an das Kriegsvölkerrecht gebunden, das Krieg als einen bewaffneten Angriff definiert, bei dem es schwerwiegende Schäden und Tote gibt. Das findet zurzeit im Cyberspace nicht statt, und das ist auch in absehbarer Zeit technologisch nicht vorstellbar“, erklärt ein Experte des Nato Cooperative Cyber Defence Center for Excellence in Tallinn dem STANDARD. Zudem sei Krieg immer etwas, das auch der Angegriffene zu definieren habe.

**Beispiel Estland**

Beispiel Estland, Frühjahr 2007: Nach der Versetzung einer Gedenkstatue für die Rote Armee aus dem Zentrum Tallinns in die Peripherie (sinnigerweise auf einen Soldatenfriedhof, nur einen Steinwurf vom heutigen Nato-Cybercenter entfernt) gibt es Unruhen in der estnischen Hauptstadt. Plötzlich brechen Regierungswebsites des kleinen, aber hochvernetzten Staates zusammen. Auch die Banken sind zeitweilig gelähmt. Ein mutmaßlich russischer Cyberangriff hält das Land für Stunden nieder. Obwohl Moskau jede Verantwortung dafür dementiert, spricht Tallinn politisch von einem Angriff auf das Land. Verfolgt allerdings werden die Angreifer nur mit juristischen Mitteln. Von militärischen Maßnahmen sieht die kleine Baltenrepublik verständlicherweise ab.

**Fall Georgien**  
Im Falle des russisch-georgischen Krieges im Sommer 2008 waren Cyberoperationen ein Bestandteil militärischer Operationen. Mit den einfallenden russischen Panzern rollten auch Angriffe im virtuellen Raum auf georgische Regierungswebsites (durch massive Distributed-Denial-of-Service-Attacken, siehe untenstehende Grafik).

Im aktuellen russisch-ukrainischen Konflikt hat es laut Franz Stefan Gady vom EastWest Institute in New York noch keine bestätigten Fälle russischer Cyberattacken auf ukrainische Einrichtungen gegeben. Der Grund dafür sei, erklärt der Analytiker, dass Moskau eventuelle Rückwirkun-

gen von Cyberwaffen auf die technisch eng verwandten eigenen Systeme fürchte und die Nato – im Gegensatz zu Georgien 2008 – heute über entsprechende Abwehrkapazitäten verfüge.

**Computerwurm Stuxnet**

Das im Juni 2010 entdeckte Schadprogramm Stuxnet, das Industriesteuerungssysteme der Firma Siemens (Siematic S7) in iranischen Zentrifugen zur Urananreicherung manipulierte, gilt unterdessen als erster großer Akt

dann sollen die USA laut *Washington Post* bereits 231 solcher offensiven Cyberoperationen durchgeführt haben.

Dennoch wertete Teheran Stuxnet nicht als einen Anlassfall für eine offene kriegerische Auseinandersetzung. Stattdessen tauchte im Sommer 2012 plötzlich der Computervirus Shamoon auf, der 30.000 Computer (mit Microsofts Windows-NT-Betriebssystem) der saudischen Ölgesellschaft Aramco zerstörte. Das Unternehmen war danach wochenlang damit beschäf-

und Militäreinrichtungen mehr als 800 Cyberangriffe gezählt – Tendenz steigend. Auch Großbritannien gab im Herbst 500 Millionen Pfund frei, um Personal für seine Cybertruppen anzuheuern.

**Großes Geschäft**

Daraus wird auch ein großes Geschäftspotenzial für IT- und Rüstungsunternehmen sichtbar, die inzwischen alle über eigene Cyberwarfare-Abteilungen verfügen. Die Cybersparte des britischen Rüstungskonzerns BAE Systems, Detica, schätzte das Marktvolumen schon vor Jahren allein für Großbritannien auf 15 Milliarden Pfund. Denn neben den Militärs rüsten auch die Unternehmen dramatisch auf – an Material und Mannstärke.

Genützt allerdings hat das bisher wenig, glaubt man der US-Expertin und früheren Cyberbeauftragten des Weißen Hauses, Melissa Hathaway. Durch die immer dichter werdende Vernetzung insbesondere in industrialisierten Staaten würden diese immer anfälliger für alle möglichen Attacken aus dem Internet. Sie fordert, die G-20 müsste sich der Cybersicherheit annehmen und das zu einer ihrer Topprioritäten machen.

**Uno soll helfen**

Andernorts will man mit den Vereinten Nationen weiterkommen: Im Gefolge des NSA-Skandalles warnte Brasiliens Präsidentin Dilma Rousseff davor, dass der „Kampf gegen den Terrorismus“ nicht als „Alibi für den Cyberkrieg“ genutzt werden dürfe. Gemeinsam mit Deutschland macht sich Brasilien bei der Uno für eine internationale Regelung zum Schutz der Privatsphäre im Internet stark. „Das ist der Moment, um die Voraussetzungen zu schaffen, dass der Cyberspace nicht durch Spionage, Sabotage und Attacken auf Systeme und Infrastruktur anderer Länder als Kriegswaffe instrumentalisiert wird“, sagte Rousseff vor der Uno. Anfang November reichte Brasilia gemeinsam mit Berlin eine UN-Resolution gegen das Ausspähen elektronischer Kommunikation ein.

Cyberkriegsexperten wie Franz Stefan Gady vom EastWest Institute argumentieren hingegen für absolute Offenheit in allen Belangen: „Was es braucht, ist Cyberstabilität. Alle, auch die Militärs, müssen die Karten auf den Tisch legen. Der springende Punkt ist Resilienz (die Belastbarkeit der Systeme, Anm.)“

Daraus könnte in der Tat auch das möglich werden, was US-Cybercommand-Chef Keith Alexander bereits vor Jahren eingefordert hat: internationale Abrüstungsverträge für den virtuellen Raum nach dem Vorbild der nuklearen Abrüstung im Kalten Krieg. Dann wäre zum mindest eine Analogie aus dem Nuklearzeitalter in Cyberzeiten – positiv – angewendet.



**Christoph Prantner**, geboren 1971 in Meran, hat in Wien und den USA Philosophie, Politikwissenschaften und Geschichte

studiert. Er schreibt seit 1997 für den STANDARD – zunächst im Chronikressort, dann in der Außenpolitik. Von 2007 bis 2013 war er Auslandschef der Zeitung, seit Juli ist er Leitender Redakteur Meinung. Gelegentlich bloggt er unter dem Titel „Prantners Perspektiven“ über geopolitische Themen auf derStandard.at. Foto: Heribert Corn

**ALBUM**

Mag. Christoph Winder (Redaktionsleitung) Sekretariat: Bettina Fernsebner-Kokert. E-Mail: album@derStandard.at



von Cybersabotage. Der laut allen Experten mit großem finanziellem und zeitlichem Aufwand programmierte Computerwurm veränderte die Umdrehungsgeschwindigkeiten der Zentrifugen pakistanischer Herkunft, beschädigte sie damit und warf so das iranische Atomprogramm signifikant zurück.

Die Programmierer Stuxnets blieben lange unbekannt. Im US-Präsidentenwahlkampf 2012 allerdings erschien in der *New York Times* ein Artikel, in dem der üblicherweise vom Weißen Haus exzellent informierte Journalist David Sanger behauptete, dass Präsident Barack Obama höchstpersönlich den digitalen Erstschlag gegen den Iran befohlen haben soll – übrigens mit einem Programm, das Obama von seinem Vorgänger George W. Bush empfohlen bekam und das er auch übernahm. 2011

tigt, seinen normalen Betrieb wiederherzustellen. Zu der Attacke bekannte sich später eine Gruppe namens Schwert der Gerechtigkeit.

Einen Spezialfall stellte zuletzt die „Syrische Elektronische Armee“ (SEA) dar, die Angriffe auf US-Einrichtungen startete. Unter den Opfern der SEA sollen auch Medienunternehmen wie die *New York Times* und das *Wall Street Journal* gewesen sein.

Um die Abwehr solcher Attacken abzuwehren, hielt die Nato (im Verein mit Finnland, Schweden, Irland und Österreich) unter anderem Ende November ein Cybermanöver ab, bei dem es gegen Hackerangriffe ging und um die Wiederherstellung militärischer Kommunikationssysteme. Rund 100 Soldaten des Bundesheeres waren bei der Übung dabei, sie bilden das Military Cyber Emergency Response Team (milCERT), das mit zwei weiteren CERTs Österreichs Infrastrukturen schützt. In Großbritannien wurden währenddessen Angriffe auf Banken simuliert. Auch das gehört zu den „kritischen Infrastrukturen“ einer Gesellschaft. Fallen diese aus (etwa Strom-, Wasser-, Lebensmittel-, Geldversorgung), erklären die Militärs, dann müsse man binnen Tagen Zustände erwarten, wie sie nach dem Hurrikan Katrina in New Orleans geherrscht hätten.

**Frankreich rüstet auf**

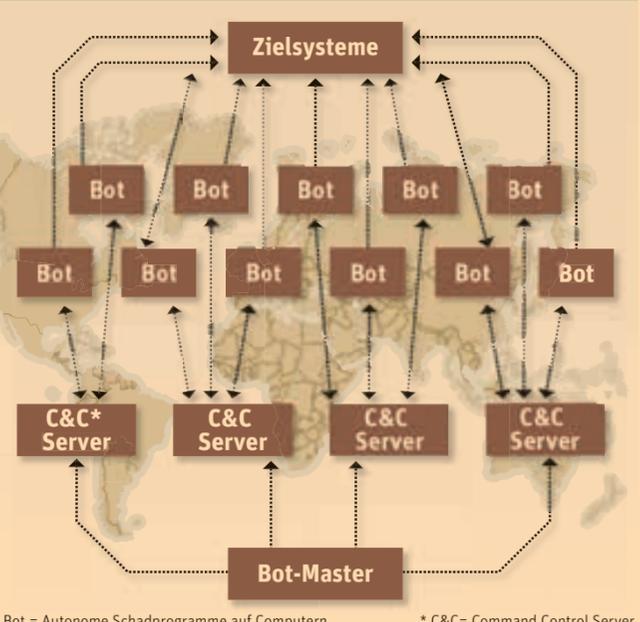
Deswegen wird – bei gleichzeitig weltweit schrumpfenden Militärhaushalten – in solche Kapazitäten relativ viel investiert. Vor wenigen Wochen erst gab Frankreich bekannt, dass es eine Milliarde Euro zur Verbesserung seiner Cyberfähigkeiten ausgeben will. Im Jahr 2013 habe man allein auf französische Verteidigungs-

**Die Waffen für den virtuellen Kampf**

Cyberkriege werden mit verschiedenen digitalen Waffen ausgefochten: Das können gezielte **Hacker-Attacken** auf kritische Infrastruktur (etwa Stromnetze oder Transportsysteme) der Gegner sein. Oder **Computerwürmer**, die militärische Systeme sabotieren. Sehr effizient sind auch Botnetze, die mit Distributed Denial of Service-Attacken (DDoS, zu deutsch **Dienstblockaden**) Systeme lahmlegen, indem sie sie mit Zugriffsanforderungen überfluten. Es soll weltweit tausende Botnetze geben, die aus Millionen mit Schadsoftware infizierter Privat-PCs (so genannte Zombies) bestehen.

**Stärkenverhältnisse im Netzkrieg**

|           | Virtuelle Offensivkraft | Abhängigkeit von vernetzten Systemen | Virtuelle Verteidigungsfähigkeit | Gesamt |
|-----------|-------------------------|--------------------------------------|----------------------------------|--------|
| USA       | 8                       | 2                                    | 1                                | 11     |
| Russland  | 7                       | 5                                    | 4                                | 16     |
| China     | 5                       | 4                                    | 6                                | 15     |
| Iran      | 4                       | 5                                    | 3                                | 12     |
| Nordkorea | 2                       | 9                                    | 7                                | 18     |



Bot = Autonome Schadprogramme auf Computern \* C&C= Command Control Server

# 24 Stunden ohne alles

Offline gehen: Unsere Autorin **Andrea Maria Dusl** hat es gewagt und beschreibt ihr freiwilliges Blackout.

**11.27** Ich beschließe, es jetzt zu machen, ohne Vorbereitung. Mein freiwilliges Blackout wird 24 Stunden dauern und alle Sorten des Onlineseins betreffen. E-Mail, Twitter, Gesichtsbuch, das Internet. Den Strom abzuschalten und damit eine sehr unmittelbare, existenzielle Form des Onlineseins zu kappen, verbiete ich mir dann doch. Im Tiefkühlfach liegen Sachen. Der Strom bleibt an.

**11.37** Ich kann nicht mehr zurück. Lächerlich, denke ich mir, was ich da mache. Lächerlich allerdings auch, das lächerlich zu finden. Beim Stichwort „lächerlich“ denke an die STANDARD-Kommentar-Trolle und dass ich sie 24 Stunden lang nicht lesen werde. Wieso fallen mir jetzt diese Dolme ein? Gehen sie mir schon ab?

**11.44** In 16 Minuten beginnt das *Mittagsjournal*. Radio. Aber halt. Ich habe kein Radiogerät. Ich höre Radio übers Handy. Online. Geht also nicht. Werde ich Radio über Telekabel hören. Die haben Radio-kanäle. Nochmal halt. Telekabel ist Online. Die Mutter allen Onlineseins. Wo ist das Radio? Mein kleines süßes ITT-Schaub-Lorenz-Retro-Radiogerät? Auf dem Land. Warum ist es auf dem Land? Weil ich dort kein Internet habe. Weil dort ein Handy-Funkloch klafft. Ich könnte mich in den Wagen setzen, denke ich, und dort Radio hören. Das gute alte Kurzwellenradio. Im Sinne meines Selbstversuchs wäre ich dabei offline. Soll ich das machen? Ich könnte. Wo sollte ich hinfahren? Ins Funkhaus. Dorthin, wo das Radio gemacht wird. Auf dem Weg könnte ich Radio hören. In der Radiokantine einen Tee trinken, dabei das *Mittagsjournal* hören (die werden ja Radio haben) und so das Offlinegebot umgehen. Gute Idee. Geht aber nicht. Ich müsste einen Handyparkschein lösen. Das wäre ein Onlinevorgang. Wäre es nicht, denkt es in mir, die Handypark-App kommuniziert per SMS. Das ginge. Telefonieren ist erlaubt. Telefonieren ist Oldschool.

**11.57** Ich bin in die Falle gelaufen. Habe aufs Twitter-Icon geklickt. Ohne mir dessen bewusst zu sein. Beim zweiten Tweet erst bemerkt, dass ich Tweets lese. He! Das geht nicht, sage ich mir, Du musst auch deine Automatismen abschalten. Ich drehe das Mailprogramm ab. Und den Browser. Ich merke, dass mir dazu die Begriffe fehlen. Was heißt abdrehen?

Heißt das so? Wer dreht das Internet ab? Man schaltet den Rechner aus. Niemand schaltet das Internet ab. Am iPhone bin ich weiterhin online. Nada. Ich darf nicht. Ich schalte das Handy offline. Absurd.

**12.06** Das Handy läutet. Ich zucke zusammen. Darf ich rangehen? Ich muss tatsächlich überlegen. Ist Handyfonie eine Onlineaktivität? Läuft das Gespräch übers Netz? Nein. Ich hebe ab. Puh.

**13.28** Ich lebe noch. Soll man wissen, da draußen.

**15.03** Habe zwei Telefonate geführt. Sie dauerten länger als sonst. Ich war nicht abgelenkt. Ich hatte Zeit fürs Telefonieren. Falls in der Welt was Entscheidendes passiert, wird man mich anrufen. Ist es so schlimm um mich bestellt? Kann ich keine drei Stunden ohne Information leben?

**15.14** Auf dem Weg zur Kaffeemaschine habe ich gedankenlos den Computer aus dem Schlaf gerissen. Wollte offenbar sehen, ob neue Mails reingekommen sind. Einem Automatismus folgend, an dem das „Ich“ als Instanz nicht beteiligt war. Nicht „ich“ wollte sehen, ob neue Mails hereingekommen sind, „etwas in mir“ wollte das. Ich erinnere mich daran, wie das war, als ich zu rauchen aufgehört habe. Da war der Griff zur Zigarettenschachtel auch so ein Automatismus, der mir erst durch das Fehlen der erforderlichen Objekte bewusst wurde. Ist „Onlinesein“ eine Sucht? Sind Nachrichten ein Kick? Egal welche? Mails, Tweets, Facebook-Statusmeldungen? STANDARD-Onlineforum-Trolltrottelpostings? Geht es hier um Sucht?

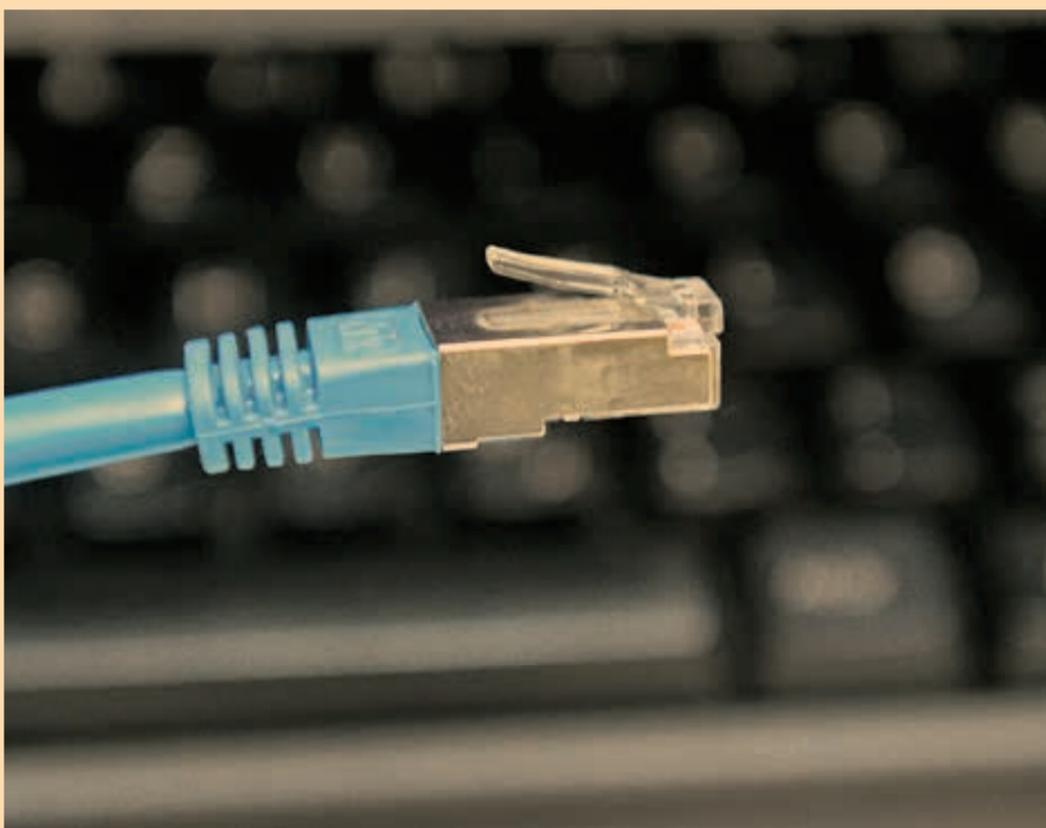
**15.19** Ich fühle, mehr Zeit zu haben. Paradox. Es ist auch ruhiger im Atelier. Es ist wie Urlaub. Nein, besser. Im Urlaub war ich online.

**15.28** Schon wieder automatisiert zum Computer gegangen, um „nachzusehen“. Es gibt nichts nachzusehen. Ich werde spazieren gehen. Die Sonne scheint.

**16.17** Im Stadtbefindlichkeitsblatt lese ich einen Artikel über einen Fahrradhändler, der Räder mit dicken Reifen verkauft. Leider steht nirgends die Adresse. Normal würde ich jetzt „Fette Bikes Simmering“ googeln und mehr wissen. Aber jetzt ist nicht normal. Jetzt ist offline.

**16.18** Vielleicht hat mir jemand gemailt. (Oder sagt man e-gemailt?) Ich schwanke zwischen sicher und sehr sicher. Vielleicht würde ich aber nur auf den üblichen Spam treffen. Vermisse ich jetzt den Spam auch schon? Ja, ich vermisse auch den Spam.

**16.22** Ich habe viel zu viel Zeit. Ich könnte jetzt spazieren gehen. Ich muss nichts in Erfahrung bringen. Vielleicht ist unterwegs die eine oder andere Schlagzeile auf-



Andrea Dusl: „Mein freiwilliges Blackout wird 24 Stunden dauern und alle Sorten des Onlineseins betreffen. E-Mail, Twitter, Gesichtsbuch, das Internet. (...) Im Tiefkühlfach liegen Sachen. Der Strom bleibt an.“ Foto: Cremer

zufangen. Was macht die Ukraine? Was macht die Laura-gehnach-Stanford-Debatte? Was gibt es Neues? Mir fällt Heinz Conrads ein. Und das ist gut so.

**17.28** Um halb sieben kommt meine Freundin Ulli. Wir müssen das Drehbuch durchgehen. Die Fassungen stimmen nicht überein. Ich habe keine Kohle im Haus für den Chinesen. Für dann, wenn wir Hunger haben. Darf ich zum Bankomaten gehen? Ist ein Bankomat online? Ich entscheide: Der Bankomat hängt an einer Art Telefonnetz. Egal woran er wirklich hängt. Telefonieren ist erlaubt, sage ich mir, also ist auch der Bankomat erlaubt. Vielleicht gibt es unterwegs Neuigkeiten.

**18.36** Zurück vom Bankomaten. Mit meiner Freundin Karin telefoniert. „Was, E-Mail auch?“, „E-Mail auch!“ war der Sukkus unseres Gesprächs. Meine Erkenntnis: Andere haben andere Vorstellungen vom Netz. Im Postkasten (dem realen, unten im Erdgeschoß des Wohnhauses) lag ein Brief. Unfrankiert, an mich gerichtet, mit einem Logo versehen: Wiener Netze. Im Kuvert eine einfache Botschaft: Ich möge doch bitte den Zählerstand von „Strom“ und „Gas“ ablesen und in die jeweils danebenstehenden „Kästchen“ eintragen. Strom, Gas, die Wiener Netze. Ich bin froh, dass die Net-

ze nicht zum Netz gehören. Zumindest nicht im Sinne dieser Geschichte hier. Duschen wäre dann mal heute nicht. Schreiben nur mit Bleistift und Papier. Im Lichte einer Kerze. Ich habe keine Kerzen. Sind zu Weihnachten abgebrannt.

**23.30** Freundin Ulli ist gegangen. Den Chinesen konnten wir mit dem Handy erreichen. Fast war ich stolz: Ullis Handy ist nicht internetfähig. Die Zeit verging im Flug. Einmal hätte ich was im Internet nachschauen wollen. Das hat dann Ulli von ihrem iPad aus gemacht. Ich versuchte, nicht zuzuschauen. Mein Über-Ich überfiel mich dennoch mit einer Ladung schlechten Gewissens. Hätte mir vor zwanzig Jahren jemand aus der Glas-

kugel vorlesen sollen: „Ich sehe, du schämst dich, weil deine Freundin neben dir ins Internet einsteigt.“ „Bitte was?“, hätte ich gesagt.

**00.18** Ich habe keine Lust auf Netz. Ich habe vergessen, dass es Internet gibt. Vergessen, was E-Mails sind. Twitter? Zuckerberg? Google? Im warmen Bettchen werde ich ein Buch lesen. Ein gutes altes Buch. Ich könnte auch fernsehen. Nein. Könnte ich nicht. Fernsehen kommt aus dem Kabel. Kabel ist Online. *Borgen* könnte ich schauen, auf DVD, die dritte Sen-

derung der zweiten Staffel. Es gibt ein Leben jenseits des Internets. Der Computer fühlt sich irgendwie sauberer an. Ja doch, sauberer. Wie wird das morgen früh sein? Ohne Netz? Ich habe seit zehn Jahren nicht offline gefrühstückt. Panik.

**00.34** Die Zeit steht still. So fühlte sich Lemberg an, als ich 1903 dort war. Alles still. Sogar die Droschkenpferde schliefen.

**01.26** In *Borgen* (die Fernsehserie über Politiker und Nachrichtennmacher) hängen alle im Internet herum. Alle wissen alles. Niemand ist glücklich.

**09.32** Erstmals das Mailprogramm wegglicken (es fährt ja automatisch hoch), und den Browser. Ich verspüre die Versuchung nachzusehen, wie viele ungelesene Mails auf mich warten. Was sich in der Welt tut, das interessiert mich momentan Nüsse. Das E-Mail-Programm hat sich aufgehängt. Meinnetwegen? Meinnetwegen.

**09.41** Erste Hochrechnung der Gefühle: Ich habe Zeit wie Heu. Alles riecht besser. Die Welt um mich existiert. Mein Rechner fühlt sich wie ein Werkzeug an und nicht wie eine Spielhalle.

**11.13** Einen Berg Geschirr abgewaschen. Vom Gefühl wie Surfen. Dreckige Töpfe putzen ist viel befriedigender als das Löschen des Spams. Mir geht also nichts ab.

**11.27** Ich war jetzt 24 Stunden offline. Sollte ich was versäumt haben, so fehlt es mir zumindest nicht. Ich könnte jetzt wieder online gehen. Könnte ich. Es eilt nicht. Die Sonne scheint.



## DA MUSS MAN DURCH

Die Krisenkolumne von **Christoph Winder**

Die Hollywood-Diät: Friss dich toll und friss dich voll.

Lange Jahre kannten die Kino-geher den Schauspieler Christian Bale als einen eleganten, schmalgepickten Herrn, der problemlos in das larvenartig enge Batman-Kostüm schlüpfen konnte. Welch Überraschung also, wenn Bale in seinem neuesten Film *American Hustle* gleich in der ersten Viertelstunde aus seinem geöffneten Hawaiiemden eine Fettwamme an die Frischluft entlässt, wie man sie selbst in den Wiener Freibädern nicht alle Tage zu sehen bekommt.

Mindere Mimen als Bale verkleiden sich gelegentlich mit Sonnenbrillen, Perücken oder falschen Bärten. Sich aber zum

höheren Ruhm einer Rolle einen bombastischen Backhendfriedhof anzuspachteln, das tun nur die Besten der Zunft. Dazu zählen etwa die auf die Darstellung speckiger Thirtysomethings spezialisierte Renée Zellweger (*Bridget Jones*) oder Robert De Niro, der gerne bis zum Bersten ausgefressene Boxer gibt (*Wie ein wilder Stier*).

Die professionelle Fettsackdarstellung (PFSD) ist der Höhepunkt jeder seriösen Hollywoodkarriere. Der Weg von der Bohnenstange zur Dampfndel ist aber hart und steinig, und je nach gewünschter Gewichtszunahme dauert die Vorbereitung

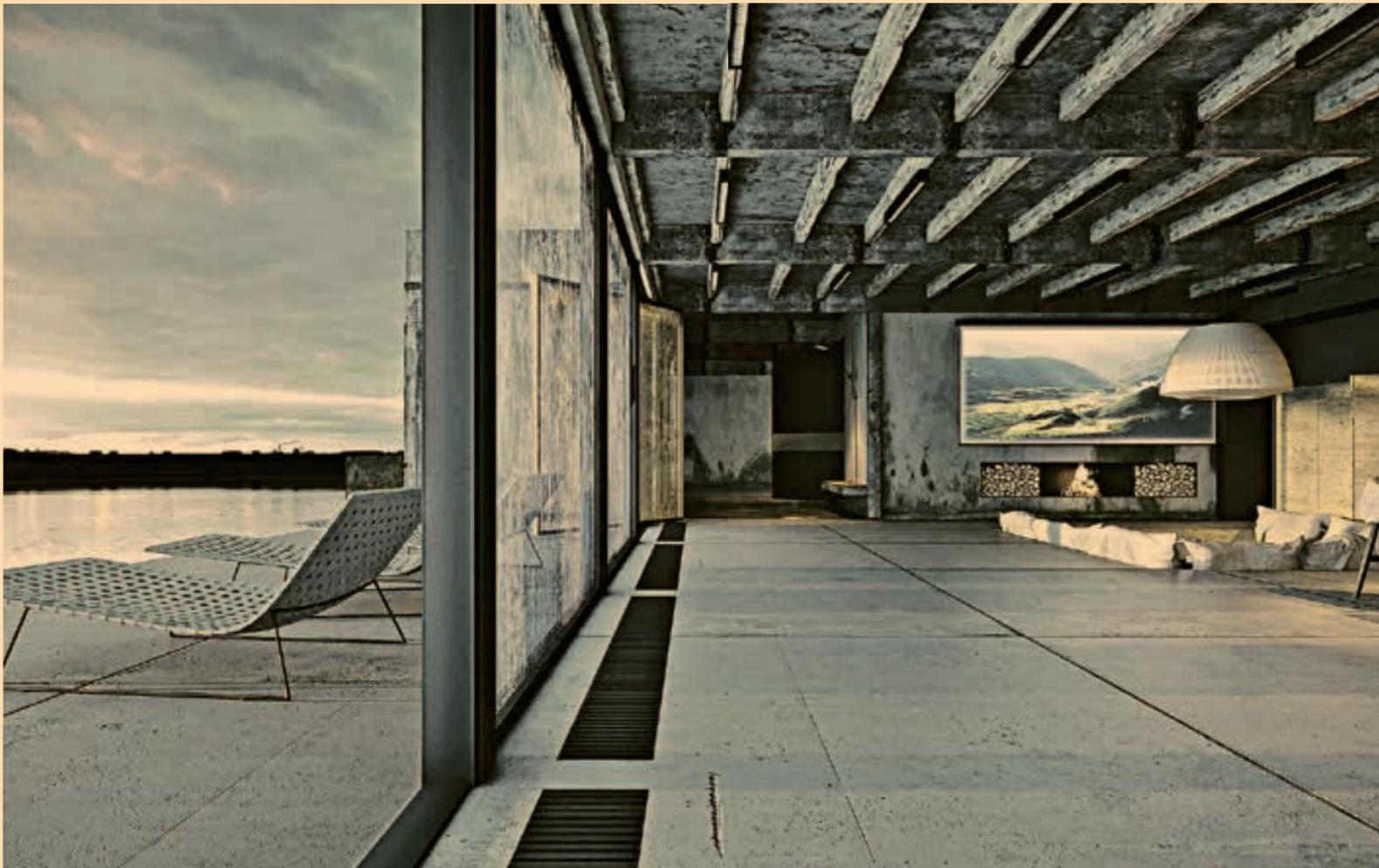
auf eine PFSD vier bis sechs Wochen. Die meisten Hollywoodstars lassen sich dabei von einem Anfress-Coach unterstützen.

Ein guter Anfress-Coach bringt berufliche Vorerfahrung aus der Viehmast mit und verfügt über eine intime Kenntnis der Zusammenhänge zwischen Nahrungsaufnahme und Fettverteilungsmustern. Daher kann er auch maßgeschneiderte Diätprogramme („Schwammerl“, „Posaunenengel“, „Vietnamesisches Hängebauchschwein“ etc.) anbieten.

Typische Zutaten einer PFSD-Diät: in Olivenöl herausgebackene Butterbrote mit reichhaltigem Doppelrahmbelag, Grammelknö-

del, Nährbier, literweise Süßgetränke, klassische Dickmacher der US-Küche (Vierfachburger, Salamipizza), aber auch einschlägige Schmankerln aus Österreich (Bauernschmaus, gebackener Emmentaler mit Sauce Tartare). Während einer PFSD-Diät gilt ausnahmslos das Motto „Gegessen wird, was auf den Tisch kommt“.

Was zur Würdigung dieser wappensprengenden Mühen noch fehlt, wäre ein Academy Award für die fetteste Schauspielleistung des Vorjahres. Natürlich müsste die entsprechende Statue doppelt so adipös sein wie der Normal-Oscar.



Gebaut oder virtuell? Die sogenannte „Villa am Schwarzmeerufer“ sorgt weltweit für Begeisterung. Dass es sich bei dem Projekt des ukrainischen Architekten Igor Sirotovs allerdings nur um ein Rendering und somit um digitale Architektur handelt, erkennen nur die wenigsten.

Foto: Igor Sirotovs

# Das Werben mit dem Wow

Architektur im Netz bedeutet heute vor allem: Schwimmen mit der oder gegen die Bilderflut. Eine Bestandsaufnahme. Von Maik Novotny

2009 wurde Antonino Cardillo vom Trendmagazin *Wallpaper* unter die 30 wichtigsten Nachwuchsarchitekten gereiht. Dumm nur, dass sich später herausstellte, dass der junge Italiener bislang so gut wie nichts gebaut hatte. Denn die luxuriösen Wohnlandschaften, von denen Magazine wie *H.O.M.E.* und *Build* schwärmten, waren allesamt Renderings, also digitale Visualisierungen, scheinbar Computerspielen entsprungen und in unscharf mediterrane Umgebung implantiert. Cardillo quittierte es mit treuerzigem Achselzucken: In Italien sei es eben für junge Absolventen praktisch unmöglich, an Aufträge zu kommen. Und sei die visionärste Architektur nicht schon immer auch virtuell gewesen?

Was vor einigen Jahren noch für Empörung sorgte, ist inzwischen längst Alltag. In der Flut von Architekturportalen und Blogs im Netz schwimmt die Grenze zwischen gebauter und ungebauter Architektur immer mehr. Realität lässt sich bestens simulieren, und das mit immer besser werdenden virtuellen Techniken. Wenn ein Bild im Internet angeklickt oder weggeklickt werden soll, zählt oft nur der sogenannte „Wow-Content“. Aufmerksamkeit ist die wichtigste Währung. Innerhalb weniger Sekunden wird entschieden. Was ins Auge springt, gewinnt.

Nicht selten sind es junge, gut ausgebildete Architekten abseits der gängigen Designmetropolen, die ihren Ideen ohne große Hürden eine gewisse Öffentlichkeit verschaffen wollen. Einer von ihnen ist der 25-jährige ukrainische Architekt Igor Sirotovs, dessen geschmackvoll möblierte Innenräume und in anthrazitfarbener, fast

schwarzer *Herr der Ringe*-Düsteris gehaltene Villen am Schwarzmeerufer in den Blogs reihenweise „Awesome“-Kommentare ernten. Erst auf den zweiten, sehr genauen Blick erkennt man: sehr schön, aber auch sehr fiktiv. Immerhin, vier Projekte seien inzwischen realisiert, wie Sirotovs auf Anfrage des STANDARD versichert.

Das Angebot an Architekturportalen ist inzwischen nahezu unübersichtlich geworden. Während Portale wie Archinect oder das österreichische Nextroom zu klugen und hilfreichen Informationsfiltern geworden sind, boomen vor allem Seiten wie Tumblr, die reine Bilderhalden sind. 60er-Jahre-Brutalismus hier, Wolkenkratzer dort, ein nie endender Wasserfall aus Wow-Content. Eines der ersten und erfolgreichsten Portale, das in Mailand ansässige Designboom, ist seit 1999 im Netz und zählt heute 33.000 Artikel, vom Maserati über lustige USB-Sticks bis hin zu Designerlampen und Zaha Hadids neuestem Stadion. Und täglich kommen zehn oder mehr brandneue Berichte dazu, die Hälfte davon vom eigenen Team recherchiert.

## Das Internet als Spielwiese

Ein Stammgast bei Designboom mit bisher 69 Einträgen ist Jürgen Mayer H., dessen Bauten wie die riesige hölzerne Pilzlandschaft Metropol Parasol in Sevilla oder die fast schon karikaturhaften Tankstellen und Grenzhäuser in Georgien zu den meistpublizierten Projekten der letzten zehn Jahre gehören. An Aufmerksamkeit und Wow-Content mangelt es hier nicht. Die Häuser des Berliner Architekten sind gleichzeitig ihre eigenen Logos und dank wiederkehrender Elemente wie abgerundeter Ecken schnell als Markenzeichen erkennbar.

Jürgen Mayer H. sieht die Entwicklung positiv: „Die Wahrnehmung und Verarbeitung von Information hat sich entscheidend geändert. Der Informationsfluss ist viel zeitnaher und unmittelbarer als bei üblichen Architekturpräsentationen. Das Internet ist wie ein Teaser oder Trailer, ein geeig-

netes Medium, um rasch einen Überblick über Architektur Tendenzen zu bekommen. Es entstehen spielerische Kommentare, Interessengruppen und immer wieder neue Blogs. Architektur wird dadurch persönlicher.“

Das Internet als Spielwiese haben längst auch österreichische Architekten entdeckt. Ein Büro, das seit langem stark im Netz präsent ist, ist das Wiener Team Alleswirdgut (awg), das neben seiner ständig aktualisierten Website auch auf Twitter und Facebook aktiv ist. Letzteres dient aber mehr dem persönlichen Zugang zur Architektur als dem Werben um Auftraggeber, sagt Herwig Spiegl von awg, der den Wow-Content gut kennt: „Man klickt so schnell durch, dass man eher hängen bleibt, wenn einen etwas anspricht.“ Die Chance, auf Interessen zu stoßen, sei zwar größer, wenn der Leser aber hunderten tausenden Architekten gegenüberstehe, gleiche sich das jedoch wieder aus.

Mehr noch: Auf Bildschirm-Ebene ist die Gleichwertigkeit von Gebautem und Ungebautem sogar von Vorteil. So war man bei awg

verständlicherweise darüber enttäuscht, dass ihr Hochhausentwurf, ein Wettbewerbsbeitrag für die Neubebauung eines Grundstücks in der Nähe des Wiener Rathauses, vor kurzem nur den fünften Rang belegte. Nachdem das awg-Projekt jedoch deutlich einprägsamer wirkte als der recht brave Wettbewerbsieger, entwickelte es rasch ein virtuelles Eigenleben im Netz. „Wir wollten nicht, dass unser Projekt einfach in der Schublade verschwindet“, so Spiegl. „Durch die vielen Publikationen im Netz ist daraus eine sehr breite Diskussion über das Thema Architekturwettbewerb entstanden.“

Das weltweite Netz – ein kleines Trostpflaster – für den enormen kreativen und finanziellen Aufwand, den Architekten im Wettbewerbswesen betreiben? Nebenbei kennt die Architekturgeschichte reichlich ungebauete Entwürfe, denen dank ihrer visionären Ideen und ihrer Bildsprache ein langes Leben beschieden war, wie etwa Adolf Loos' Verlagshaus-Entwurf für die *Chicago Tribune* in Form einer dorischen Säule oder Ludwig Mies van der Rohes kristallines Hoch-

WAS WOLLEN WIR?



Türme für die digitale Ewigkeit: Ob realisiert wie im Falle der georgischen Grenzstation von Jürgen Mayer H. (links) oder unrealisiert wie im Falle des Wiener Hochhauses von awg Architektur ZT – es geht nicht zuletzt um den „Wow-Effekt“ im weltweiten Netz.

Fotos: Jesko, Johnsson-Zahn, awg



# Das Repertoire des Herrn Beltracchi

Das Ausmaß des Betruges von Wolfgang Beltracchi wurde nie aufgeklärt. Verurteilt wurde er nur für 14 von zumindest 300 Fälschungen.

Von Olga Kronsteiner

Im September 2010 deckten deutsche Medien die heimtückischen Zutaten des größten Fälschungsskandals in der Geschichte des Kunstmarktes auf: eine fingierte Provenienz („Sammlung Jägers“) und eine damals noch überschaubare Anzahl von Plagiaten, die sich in der Qualität deutlich von plumpen Kopien unterschieden. Auf einem der Werke (Campendonk, *Rotes Bild mit Pferden*, 1914) fand man bei einer Analyse ein Farbpigment, das zum angeblichen Entstehungszeitpunkt noch nicht existierte.

Gute zwölf Monate später standen Wolfgang Beltracchi und seine Ehefrau Helene vor Gericht. Das Urteil war überaus milde. Verurteilt hatte man nur 14 Fälschungen, und verurteilt wurden sie zu sechs bzw. vier Jahren Haft. Ein genialer Deal, denn der offene Vollzug sah nur die Übernachtung im Gefängnis vor. Dazu gab es Freigang, etwa für Dreharbeiten (u. a. Südfrankreich) für den soeben angelaufenen Dokumentarfilm *Die Kunst der Fälschung* unter der Regie Arne Birkenstocks, des Sohns des Beltracchi-Anwalts.

Hofiert als Bonnie und Clyde

Teile der Einnahmen, auch der jüngst publizierten Biografie, fließen in die Insolvenzmasse, aus der Gläubiger abgefunden werden. Das beschränkte sich nur auf Deutschland, Verdienste aus Bilderverkäufen im Ausland, bekannte Beltracchi jetzt in einem Interview, fallen nicht darunter.

Seit Wochen tingelt das von Moderatoren als Bonnie und Clyde des Kunstmarktes hofierte Duo durch Talkshows. Hat man eine gesehen, kennt man alle. Kritische Fragen? Fehlannonce. Stattdessen rollen Lanz & Co der Selbstgefälligkeit des Jahrhundertfälschers den roten Teppich aus. Hach, was haben wir die namhaften Experten und Protagonisten des Kunstmarktes nicht an der Nase herumgeführt und damit die Schwachstellen des Marktes offengelegt, so der Tenor. Fehlt nur noch das Schul-

terklopfen. Herrje, es handelt sich um Kriminelle, die mit ihrem Betrug Millionen verdienten, möchte man jenen entgegenplären, die Beltracchi als „Künstler“ bezeichnen. Weil er Lücken im Œuvre großer Meister mit Bildern füllte, die theoretisch hätten gemalt werden können. Für die Geschädigten muss das schier unerträglich sein. Und deren gibt es deutlich mehr, als je bekannt werden wird.

Die oft unwissentlich involvierten namhaften Experten, Kunsthändler und Auktionshäuser dürften aus Imagegründen kein Interesse an einer vollständigen Aufklärung haben. Beltracchi nennt einige namentlich in seiner Biografie, die Albertina-Direktor Klaus Albrecht Schröder als „Automythologie“ bezeichnete, die für Psychologen ergiebiger sei als für Kunsthistoriker.

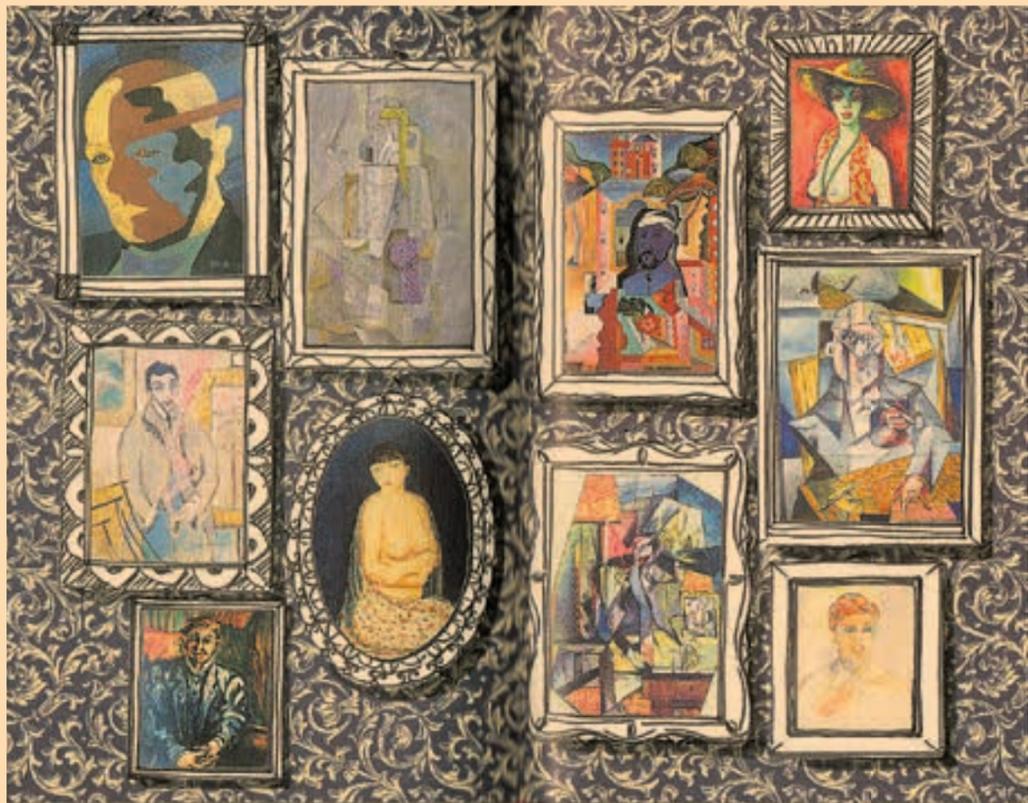
Lagerung im Plumpsklo

Unterhaltsame Anekdoten in der Kategorie „Breughel-Pizza“, wenn ein Werk des Niederländers zur künstlichen Alterung in den Trockenofen musste, oder die Lagerung der Werke im Plumpsklo dürfen dabei nicht von den Fakten ablenken. Quält man sich durch das 600-seitige Epos, zeigt sich, wie raffiniert und bewusst der Betrug erfolgte und in einem viel breiteren Ausmaß, als in den Medien je Thema war.

Mit 300 beziffert er die Zahl seiner als „im Stile von“ (rd. 100 Künstlern) titulierten Fälschungen. Alles andere müsste man ihm erst nachweisen. Das war auch der Grund, warum vor Gericht nur 14 Gemälde verhandelt wurden, nicht 55, auf die Ermittler zu diesem Zeitpunkt gestochen waren.

Die Bandbreite ist überraschend und reicht von Alten Meistern über alle stilistischen Facetten der klassischen Moderne bis zu Joseph Beuys. Gemeinsam mit einem Beuys-Schüler schuf Beltracchi Mitte der 1980er-Jahre eine Serie von Objekten, die er mit dem Hauptstromstempel markierte. Die Installation eines niederrheinischen Museums hatte dafür einige Zeit ohne den Stempel auskommen müssen. Danach legte er ihn unbemerkt zurück. Über einen Händler „ging der ganze Krempel nach New York“.

Der Verbleib dieser „Unikate“ ist bislang unbekannt. Denn das tatsächliche Ausmaß des Beltracchi-Betruges wurde nie untersucht. Genau genommen ist das der eigentliche Skandal.



Porträtserie „made by“ Beltracchi, links, von oben nach unten: Molzahn „Oskar Schlemmer“, Picasso „Wolfgang Beltracchi“, Laurencin „Alfred Flechtheim“, Kisting „Kiki de Montparnasse“, Meidner „Selbstporträt“; rechts, von oben nach unten: van Dongen „Akt mit Hut“, Surville „Guillaume Apollinaire“, Marcoussis „Guillaume Apollinaire“, Marcoussis „Alfred Flechtheim“, Friesz „Georges Braque“.

Foto: Repro / Beltracchi: „Selbstporträt“, Rowohlt-Verlag

## WISSEN

### Canaletto, Breughel, Klimt & Co

In seiner Biografie (*Helene und Wolfgang Beltracchi – Selbstporträt*, Rowohlt-Verlag) gewährt der „Jahrhundertfälscher“ Einblick in seine Laufbahn. Bekannt wurde er u. a. mit Fakes von Max Ernst, Heinrich Campendonk oder Max Pechstein. Die Anfänge reichen jedoch zurück in die 1970er-Jahre, als er auf Antikmärkten erworbene Winterbilder (17./19. Jh.) mit Figuren „garnierte“, da sich solche „paysages animés“ teurer verkauften. Schließlich ließ er „die dilettantische Frickelei“ bleiben und begann „Gemälde mit höherem Qualitätsanspruch vollständig selber zu malen“: vermeintliche Werke Breughels oder kleine unsignier-

te Venedig-Ansichten Canalettos. Weiters schuf er anatomische Zeichnungen im Stil italienischer Meister (15./16. Jh.) oder „Aktzeichnungen à la Klimt“ (die ihm gestohlen worden sein sollen). Verwendet wurde kein neues Material, sondern auf Antikmärkten und teils en gros in Auktionshäusern erworbenes: altes Zeichenpapier, Vorsatzpapier alter Bücher und vor allem Bilder aus der jeweiligen Zeit, die er bis auf die Grundierung reinigte und deren alte Leinwand er dann anschließend übermalte. Diese Werke wurden in einem Ofen künstlich gealtert (Backofen-Format). Anfang der 1990er-Jahre baute er einen neuen Tro-

ckenofen für Formate bis zu 200 cm (150 x 200 x 100 cm). „Proportional zur Größe“, schildert Beltracchi seine Erfahrungswerte mit Experten, „verringerte sich der Fälschungsverdacht“.

Die von ihm genutzten Farben mischte er teils selbst oder bezog sie auch aus dem Fachhandel. Beim entlarvenden Weiß hatte der niederländische Erzeuger der mikroskopischen Titan-Anteile im Zinkweiß allerdings nicht auf der Tube deklariert. In zumindest einem Fall (Léger) ließ Beltracchi zur Absicherung, ob sich „falsche Pigmente eingeschlichen“ hatten, ein Gemälde in einem Labor von Bayer in Leverkusen überprüfen. (kron)

## Geschichte einer Annäherung

Manches veränderte nachhaltig, anderes fand nicht statt: Für den Kunstmarkt ist das Web eine Option von vielen.

Internet und Kunstmarkt, das war keine Liebe auf den ersten Blick. Erst ein Jahrzehnt nachdem das World Wide Web seine Geburtsstunde gefeiert hatte, erfolgte eine erste zögerliche Annäherung. Eher in der Gestalt einer Phase des Experimentierens, als es ein inniger Kuschkurs gewesen wäre.

Manches, wie die Datentransparenz, veränderte nachhaltig. Verkäufer von Kunstwerken holen sich zum Leidwesen des Handels über Kunstpreisdatabanken seit her theoretisch mögliche, jedoch nicht immer marktkonforme Preisvorstellungen ab. Anderes, wie die prophezeite und zeitgleich befürchtete komplette Verlagerung

des Handels in den virtuellen Raum, fand nicht statt.

Während Schnäppchenjäger-Marktplätze boomten, wollte das Web-Standbein etablierter Auktionshäuser trotz stattdlicher Investitionsvolumen und vielversprechender Kooperationen vorerst nicht in die Gänge kommen. Manche Projekte scheiterten schon in der Testphase, andere mussten ob mangelnder Wirtschaftlichkeit zu Grabe getragen werden, auch international, wie das Beispiel Sotheby's belegt, wo man innert kurzer Zeit einen dreistelligen Millionenbetrag versenkte.

Hierzulande war 2000 die am Marktführer eBay orientierte Auktionsplattform OneTwoSold (OTS) online gegangen. Ein Jahr später übernahm deren Betreiber (OneTwo Management GmbH) im Zuge der staatlich verordneten Privatisierungstherapie das Dorotheum. E-Commerce sollte zum vierten Standbein ausgebaut werden, doch es kam anders. Was immer man auch konzipierte, nichts

brachte das Transaktionsvolumen nennenswert in Schwung, und die registrierten User kamen über 350.000 nicht hinaus. Im Herbst 2008 trat das Dorotheum OTS an den Schweizer Marktführer Ricardo ab, der den Betrieb in Österreich Ende 2010 einstellte.

Abgesehen vom klassischen (teils mehrsprachigen) Webauftritt, über den das Angebot sondierbar ist, läuft das Webbusiness hierzulande untertourig. Im Kinsky offeriert seinen Klienten erst seit Anfang des Jahres die Möglichkeit, bei Versteigerungen online mitzubieten. Im Dorotheum sei derlei mangels Nachfrage noch im Planungsstadium, ebenso reine Online-Auktionen.

Insgesamt ist das Internet derzeit nur eine von mehreren Optionen, ein Kunstwerk zu handeln, beschert dem Markt aktuell jedoch stattliche Zugewinne. Weniger im Umsatzbereich, wo der Anteil bei

etwa drei Prozent dümpelt, als bei Neukunden. Christie's beziffert diesen aktuell mit 45 Prozent.

Auf Anfrage gewährt Sotheby's dazu keinen Einblick und verweist stattdessen auf gleichlautende Zuwächse bei jener Community, die sich via Livestream ins Bietgefecht stürzt. Die Branchenriesen profitieren dabei von ihrer realen Anbindung und dem Vertrauensvorsprung bei traditionellen Sammlern.

Denn Verkäufe jenseits der Ein-Million-Dollar-Marke sind die große Ausnahme geblieben. Laut einer aktuellen Studie liegt der Kaufpreis in 80 Prozent der Fälle unter 15.000 Euro. Und das ist jenes mittlere Marktsegment, in dem auch Anbieter wie Amazon Fine Art oder das soeben in die USA expandierende deutsch-österreichische Kunsthandelsportal Auctionata zunehmend erfolgreich nach Marktanteilen fischen. (kron)

WAS WOLLEN WIR?

im Kinsky  
Auktionshaus

Wir suchen bedeutende Kunstwerke für unsere 100. Auktion!

Beratung Mo–Do 10–18, Fr 9–13 Uhr  
Terminvereinbarung erwünscht  
office@imkinsky.com, T +43 1 532 42 00



Egon Schiele, *Sitzendes Mädchen*  
Schätzpreis € 150.000–300.000  
verkauft um € 375.000

Auktionshaus im Kinsky GmbH, Palais Kinsky  
1010 Wien, Freyung 4, www.imkinsky.com



# Was wir über Datenabgase preisgeben

Drei Neuerscheinungen beschäftigen sich mit den Folgen der rasanten Netz- und Datenentwicklung – mit vielen Beispielen.

Von Alexandra Förderl-Schmid

Welche Auswirkungen haben die mit dem Internet zusammenhängenden technologische Entwicklungen auf unser Leben und unsere Arbeit? Welche Rolle spielen Internetkonzerne? Drei Bücher versuchen Antworten zu geben.

Gerade auf Deutsch erschienen ist das Buch des Erfinders des Begriffs „virtuelle Realität“, Jaron Lanier: *Wem gehört die Zukunft?* Er schwärmt ein von den neuen technologischen Möglichkeiten, inzwischen ist der Computerwissenschaftler ziemlich ernüchtert: Sirenservers haben die Macht übernommen, so das Fazit des US-Amerikaners. Die Finanzmärkte werden durch den Hochfrequenzhandel bestimmt, Suchmaschinen und soziale Netzwerke erfassen und analysieren alle möglichen Daten.

In seinen Analysen zeichnet er Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt nach – Beispiel Kodak: Die Firma hatte einst einen Wert von 28

Milliarden US-Dollar und 140.000 Mitarbeiter. Dann erfand sie selbst die digitale Fotografie und ging unter. Ihr Nachfolger Instagram wurde gerade für eine Milliarde US-Dollar verkauft und beschäftigt ganze 13 Mitarbeiter.

Selbst die Pflegeberufe böten bald keine sicheren Jobs mehr, meint Lanier und beschreibt die Entwicklung von Bettpfannenrobotern und die Auswirkungen der 3-D-Drucker-Technologie, die Arbeitsplätze in Billiglohnländern ersetzen könnte. „Die letzten Wellen der Hightech-Innovationen haben nicht in dem Maße Arbeitsplätze geschaffen wie frühere technische Neuerungen“, schreibt Lanier.

Dass eine zweite maschinelle Revolution begonnen habe, davon sind Erik Brynjolfsson und Andrew McAfee überzeugt, die beide am Massachusetts Institute of Technology (MIT) arbeiten. Trotz ihres grundsätzlich optimistischen – manchmal typisch amerikanischen – Ansatzes in ihrem Buch *The Second Machine Age: Work, Progress, and Prosperity in a Time of Brilliant Technologies* verhehlen sie nicht die negativen Aspekte der Veränderungen: die Gefährdung von Arbeitsplätzen

durch die Technologisierung und Automatisierung. Das hat auch Auswirkungen etwa auf das Steuersystem: 80 Prozent der Steuereinnahmen in den USA stammten aus dem Faktor Arbeit.

Bei der Präsentation des Buches am Rande des Weltwirtschaftsforums in Davos erklärt Brynjolfsson, dass ihn am meisten die Geschwindigkeit des Veränderungsprozesses überrascht habe. Er untermauerte dies: Große technologische Entwicklungen habe es in der Geschichte alle 70 Jahre gegeben, jetzt alle 18 Monate. „Das ist eine extrem kurze Zeit. Die Frage ist, ob Regierungen, Unternehmen, unsere Gesellschaft da mithalten können.“

Am Ende des Buches verteilen die Autoren Ratschläge an Politik, an Unternehmen und an individuelle Personen, wie sie „im Wettstreit mit Maschinen“ bestehen können. Investitionen in Bildung und Offenheit für Innovationen sind ihre zentrale Botschaften.

Mit welcher Rasananz sich die Welt verändert und welche Auswirkungen dies auf Daten hat, damit haben sich auch Viktor Mayer-Schönberger und Kenneth Cukier beschäftigt: Der Datenberg verdoppelt sich in weniger als drei Jahren und wächst damit viermal

rascher als die Weltwirtschaft. Die Speicherdichte hat in den vergangenen 50 Jahren um das 50-Millionen-Fache zugenommen, heißt es in ihrem Buch *Big Data. Die Revolution, die unser Leben verändern wird*. Allein Google sammelt pro Tag 24 Petabyte an Daten – das ist tausendmal so

viel wie die gesamten Bestände der Bibliothek des US-Kongresses, der größten der Welt.

Das eröffnet neue Chancen, aber auch Risiken. Anhand von Beispielen schildern die beiden Autoren die Auswirkungen der Digitalisierung und der Datafizierung. Im Big-Data-Zeitalter ist es nicht mehr notwendig zu wissen, warum etwas passiert, sondern was: Assoziationen und Korrelationen werden wichtiger.

So werden sogar sogenannte Datenabgase gesammelt: wohin man im Netz klickt, wie lange man dort verweilt, was man eintippt. Daraus ziehen Firmen Schlüsse etwa zur Bedienerfreundlichkeit ihrer Homepage.

In ihrem neuesten Buch *Learning with Big Data: The Future of Education*, das in diesen Tagen erscheint, verweisen die beiden Autoren auf positive Projekte wie die Khan Academy. Mehr als 50 Millionen Studenten nutzen die kostenlosen Video-



Lehrheiten. Wie schon in ihrem im Vorjahr publizierten Buch warnen sie vor einer Diktatur der Daten und dass die Gefahr besteht, „Originalität und Kreativität“ könnten außer Acht gelassen werden.

In einigen Bereichen überschneiden sich die Bücher, aber jedes besticht durch seinen eigenen Stil: am klarsten mit den anschaulichsten Beispielen ist das erste Big-Data-Buch, jenes der MIT-Forscher spannt den größten Bogen und punktet mit konkreten Empfehlungen, Laniers Buch wiederum ist am spritzigsten geschrieben.

**Jaron Lanier**, „Wem gehört die Zukunft“. Übersetzung Dagmar Mallett, Heike Schlatterer € 25,70 / 480 Seiten. Hoffmann-und-Campe-Verlag, Hamburg 2014

**Erik Brynjolfsson, Andrew McAfee**, „The Second Machine Age. Work, Progress, and Prosperity in a Time of Brilliant Technologies“. € 24,50 / 320 Seiten. W. W. Norton & Company, New York, London 2014

**Viktor Mayer-Schönberger, Kenneth Cukier**, „Big Data. Die Revolution, die unser Leben verändern wird“. Übersetzung Dagmar Mallett. € 25,70 / 300 Seiten. Redline-Verlag, München 2013

**Viktor Mayer-Schönberger, Kenneth Cukier**, „Learning with Big Data. The Future of Education“. 54 Seiten. Houthon Mifflin Harcourt, Boston / New York 2014



## Die Februarschachtel

Die Krise der sozialistischen Bewegung am Beispiel Österreichs: Am Sonntag werden im Roten Antiquariat seltene Schriften und Flugblätter rund um den Februar 1934 ausgestellt.

Von Walter Famler

Der Philosoph Sepp Mitterer ist ein Hüter antiquarischer Buchschätze. Im Sommer vorigen Jahres war ich Ohrenzeuge, als er einer jungen Aktivistin der Partei Der Wandel in einem Klagenfurter Gastgarten die Lektüre von Joseph Buttingers *Am Beispiel Österreichs* empfahl. Er, Mitterer, habe nach dem Lesen dieses Buches den Entschluss gefasst, der Politik Adieu zu sagen und sich der Philosophie zuzuwenden. Buttinger war Vor-

sitzender der Revolutionären Sozialisten und zwischen 1934 und 1938 als „Illegaler“ gegen Ständestaat und Faschismus aktiv, im Exil dann in der Auslandsvertretung österreichischer Sozialisten. Sein Buch trägt den Untertitel: *Ein geschichtlicher Beitrag zur Krise der sozialistischen Bewegung*.

Es erschien zunächst als Privatdruck in kleiner Auflage, und Buttinger hat diesen, wie er in einem Nachwort zur 1953 erschienenen Erstausgabe schreibt, an ehemalige Parteifreunde in Österreich und Deutschland geschickt: „In Österreich, wo das Buch auch von mehreren des Bücherlesens längst entwöhnten Parteiführern gelesen wurde, entstand darüber eine große Aufregung. In einigen Bundesländern wurde den Empfängern verboten, das Buch an andere Parteigenossen zu verleihen; in Wien wurde der Versuch unternommen, die vorhandenen Exemplare einzuziehen und dem Parteivorstand abzuliefern, der sie unter

strengsten Verschluss nehmen sollte. Einer der Betroffenen, der heute selbstverständlich mit Enttäuschung darüber spricht, dass auf Befehl des amerikanischen Senators McCarthy Bücher verbrannt wurden, ging sogar mit dem Messer gegen dieses Buch vor. Er schnitt aus dem Exemplar, das ihm in die Hände gefallen war, alle Seiten heraus, auf denen seine Tätigkeit kritisch behandelt wird.“

Mein Buttinger-Exemplar trägt einen Stempel aus dem Historischen Seminar der Universität Wien, wurde für dieses von der Buchbinderei Gerhart Prouza in der Esterházygasse gebunden, und ich habe es neulich im Antiquariat Schaden für wohlfeile zwölf Euro erworben. Bei Löcker in der Annagasse (...) ist tatsächlich ein wohlhaltenes Exemplar von Buttingers Privatdruck im Angebot. Jeder Bibliomane hat seine Dealer. Mein antiquarischer Hauptlieferant heißt Andreas Moser und residiert in der Helferstor-

ferstraße. Von Mosers bibliophilem Fachwissen profitiere ich unendlich, und manchmal lässt er mich sogar in den Kisten mit noch nicht katalogisierten Büchern schnüffeln. Auf diese Weise fällt einem manches in die Hände, zum Beispiel eine schöne Halbleder-Ausgabe von Kants *Reiner Vernunft* aus der Bibliothek Victor Adlers. Auch bei Meindl & Sulzmann in der Kochgasse macht man immer wieder erstaunliche Funde zu moderaten Preisen.

Seit kurzem betreibt das Rote Antiquariat Berlin in der Florianigasse 36 in Wien eine Außenstelle. Neben Sozialistika und anarchistischer Literatur hat das Rote Antiquariat Erstausgaben aus den Bereichen Expressionismus, Futurismus, Surrealismus, Dadaismus und neue Sachlichkeit in den Regalen. Jährlich erscheinen zwei Kataloge, seit Jänner monatlich eine broschierte Antiquariatsliste mit den Wiener Beständen. In Letzterer werden signierte Erst-

ausgaben von Thomas Bernhard, H. C. Artmann und Ernst Jandl angeboten. Die Februarliste dokumentiert einen einzigartigen Fund, den RA-Chef Christian Bartsch kürzlich in Amsterdam gemacht hat: eine Schachtel mit Flugblättern der Revolutionären Sozialisten und der Freien Gewerkschaften, dazu Broschüren wie Paula Wallischs *Ein Held stirbt* oder Wenzel Jakschs *Was wird aus Österreich* mit einem Vorwort von Otto Bauer. Unter welchen Bedingungen diese Druckwerke zwischen 1934 und 1938 aus Prag und Brünn nach Wien und hier von Genossinnen und Genossen zur Verteilung gebracht wurden, lässt sich dann wieder bei Joseph Buttinger nachlesen.

Hinweis: Seltene und unbekannte Schriften, Flugblätter und Broschüren rund um die Februarkämpfe 1934. Ausstellung und Lesungen. Sonntag 9. März 18.00, Rotes Antiquariat Florianigasse 36 Wien. [www.ropes-antiquariat.de](http://www.ropes-antiquariat.de) [www.antiquare.at](http://www.antiquare.at)



# Wer sind die heimlichen Gewinner und Verlierer der Digitalisierung?

„Die eigentlichen Gewinner der neuen digitalen Entwicklungen sind Leute wie ich, die hauptberuflich im Bett herumliegen und das Internet durchlesen“, sagt die Schriftstellerin **Kathrin Passig** und beschreibt für uns Profiteure und Verlierer des World Wide Web.

Klar, das Internet hat die Reisebüros aufgefressen, die Musikläden, die Videotheken und den Brockhaus. Den Zeitungen geht es nicht gut, die Buchhandlungen schließen, und den Bildungsinstitutionen ist auch schon ganz schlecht. Zum Ausgleich haben wir eine Unzahl von neuen Unternehmen bekommen, die „Irgendwasr“, „MyIrgendwas“ oder „Irgendwasindo“ heißen. So weit, so alter Hut. Aber wer erzählt die Geschichte der wenig beachteten Leidtragenden, der unbekannt Profiteure von Digitalisierung und Internet?

Zu den Leidtragenden gehören zum Beispiel die Hersteller von Staubsaugerbeuteln. Noch vor wenigen Jahren war es unmöglich, im ersten Versuch die zum eigenen Staubsauger passenden Beutel zu kaufen. Man musste dreimal ins Geschäft, bis man zufällig die richtigen mit nach Hause brachte. Jetzt kann man direkt vor dem Regal nachsehen, wie der eigene Staubsauger heißt (in der Bestell-Bestätigungsmail von Amazon) und welche Beutel er benötigt (auf einer von vielen Staubbeutel-Bestimmungsseiten). Oder man kauft die Beutel gleich bei Amazon, dann braucht man nur die Bestellung vom letzten Mal rauszusuchen. Die Branche muss schmerzhafte Umsatzeinbußen hinnehmen.

Schwierig ist die Situation auch für die Hersteller besonders grässlich gemusterter Teppiche, Vorhänge und Möbel, die traditionell zur Einrichtung von Ferienwoh-



nungen und -häusern dienten. Bebilderte Ferienhaus-Portale und das Auftauchen von Airbnb haben dazu geführt, dass zahlreiche Experten für 80er-Jahre-Ästhetik und sinnlose Kringel auf der Straße stehen oder nur noch Sitzbezüge für Busse und S-Bahnen designen.

Die Bahn muss inzwischen mehr Strom für den Betrieb der

Gadgets ihrer Fahrgäste aufwenden als für die Fortbewegung der Züge. Das Problem verschärft sich dadurch, dass ein Großteil der Bevölkerung ständig im Zug herumfährt, weil es unterwegs manchmal kein Internet gibt, zum Beispiel in Tunnels, und man dadurch ein paar Minuten lang konzentriert arbeiten kann.



Auf der anderen Seite stehen die heimlichen Profiteure der digitalen Umwälzungen. In erster Linie sind hier Tee-Importeure zu nennen: Während der Tee zieht, will man nur mal kurz bei Facebook reinsehen und muss dann den 120 Minuten gezogenen Tee wegschütten und neuen machen, ein Vorgang, der sich mehrmals täglich wiederholt.

Auch die Hersteller von akkubetriebenen Epiliergeräten profitieren, denn wenn im ganzen Haushalt wegen der Digitalisierung keine einzige Zeitung zum Unterlegen mehr aufzutreiben ist, nicht mal ein Gratisanzeigenblatt, dann muss man sich die Beine über der Badewanne enthaaren. Bis dorthin reicht das Kabel aber wahrscheinlich nicht.

Höchst einträglich sind ferner alle Unternehmen, die Deckgläser für Mobiltelefone und Tablets anbieten. Ein solches Glas ist teuer wie Gold, aber nicht ganz so robust; alle Besitzer solcher Geräte brauchen also mehrmals im Jahr das entsprechende Ersatzteil, weil wieder ein vom Baum fallendes Blatt das Display touchiert hat.

Keine Sorgen um ihre Zukunft müssen sich auch die Hersteller von Sachen machen, die ungefähr drei Euro kosten. Ihre Produkte werden von den Konsumenten bei Amazon dazubestellt, die so die Gratisversandgrenze erreichen. Ein Buch kostet gerne mal um die

17 Euro, und hallo, da gibt es ja glutenfreie Haferflocken. Besser als Porto zahlen!

Die wirklich unsichtbaren Veränderungen aber vollziehen sich dort, wo sich positive und negative Entwicklungen aufheben. Von außen geht es der Branche genau wie immer, aber inwendig wird sie einmal vollständig umgewälzt. Brettspielverkäufe nehmen ab, weil alle nur noch auf dem Handy Quizduell spielen. Gleichzeitig nehmen Brettspielverkäufe zu, weil sich digitale Musik und E-Books so schlecht zu Weihnachten verschenken lassen.

Den Herstellern von Uhren, Weckern, Notizbüchern, Kalendern und Radios geht es schlecht, weil alle diese Geräte zu Software werden. Den Herstellern von Uhren, Weckern, Notizbüchern, Kalendern und Radios geht es gut, weil alle diese Geräte von banalen Alltagsgegenständen zu überflüssigen und damit teuren Luxusgütern werden.

Die Arztwartezimmer sind weniger voll als früher, weil man

„Die Arztwartezimmer sind weniger voll als früher, weil man im Internet recherchieren kann, ob das Jucken am Ellbogen ein Anzeichen für eine zum Tode führende Krankheit ist oder nicht.“

Die Arztwartezimmer sind weniger voll als früher, weil man im Internet recherchieren kann, ob das Jucken am Ellbogen ein Anzeichen für eine zum Tode führende Krankheit ist oder nicht. Beziehungsweise wären sie weniger voll, wenn man nicht bei der Ellbogenjuckrecherche auf ganz andere beunruhigende Krankheitsbilder und vorzeitige Versterbemöglichkeiten gestoßen wäre, die das Konsultieren von Experten ratsam erscheinen lassen.

Die Papierbranche stellt weniger Telefonbücher her und wird demnächst auch weniger sonstige Bücher herstellen, wenn die Abwanderung der Leser zum E-Book weiter fortschreitet. Die dafür gerodeten Wälder werden stattdessen zu Pappkartons verarbeitet,



weil alle von früh bis spät Sachen im Internet bestellen. Gleichzeitig benötigen wir weniger Pappkartons, weil wir – siehe oben – weniger Gegenstände besitzen, die in Behältnissen aufbewahrt werden müssen. Weil wir uns aber von dem ganzen Zeug doch noch nicht so richtig trennen können (den Büchern zum Beispiel), wird es erst mal auf dem Dachboden, im Keller oder in Selfstorage-Hallen eingelagert, und zwar in Pappkartons.

Menschen, die tatsächlich überflüssigen Besitz loswerden wollen, können das über die diversen Marktplätze (Ebay, Amazon) viel einfacher tun als früher. Weil es gleichzeitig viel leichter ist, über Ebay und Amazon seine Sammlung historischer Nasenhaarschneider zu vervollständigen, bleibt aber auch die Menge des überflüssigen Besitzes gleich, und die Überflüssiger-Besitz-Branche floriert wie eh und je.

Bei Ikea hat man schon immer 98 Prozent des Gesamtumsatzes mit Billy-Bücherregalen gemacht, die jetzt niemand mehr besonders dringend benötigt, weil für eine E-Book-Sammlung schon ein einziges Billy-Regal ausreicht. Die Produktionskapazitäten und die frei werdenden Pressspanplatten werden in übergroße Sofas gesteckt, weil die Kundschaft nicht mehr ganztags in Shoppingmalls herumhängt, sondern auf dem Sofa, wo sie Amazon-Bestellungen tätigt und sich dem Binge-Viewing von Serien widmet.

Die eigentlichen Gewinner der ganzen Entwicklung aber sind natürlich Leute wie ich, die haupt-

beruflich im Bett herumliegen und das Internet durchlesen. Bei jeder Gelegenheit werden wir eingeladen, der Welt ganz genau zu erklären, was wir dabei über kleine flauschige Katzen herausgefunden haben, die in Swimmingpools fallen. Das ganze anderswo verschwindende Geld, die Umsatzeinbußen der Musikindustrie, der Verlage und des Katalogvertriebs, hier landet es, bei mir.

Ka-ching!

**Kathrin Passig**, geb. 1970, ist deutsche Journalistin, Schriftstellerin, Übersetzerin, Programmiererin und im Internet aufgewachsen. Sie betreibt mit Kollegen den Weblog „Riesenmaschine“ und die virtuelle Firma Zentrale Intelligenz Agentur. Für ihr Debüt „Sie befinden sich hier“ erhielt sie 2006 den Bachmannpreis und den Publikumspreis bei den



30. Tagen der deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt. Zuletzt erschien von ihr „Standardsituationen der Technologiekritik“ (Suhrkamp, 2013)

Foto: P. Peitsch

## GESCHÜTTELT, NICHT GERÜHRT

Von **Julya Rabinowich**



Die Enteignung. Wenn sexuelle Übergriffe umgedeutet werden.

Die Botschaft lautet: Ist ja nicht so schlimm. Und ob's überhaupt wahr ist. Einige können sich offensichtlich eher vorstellen, dass eine Frau, die sich zumutet, öffentlich über Missbrauch zu sprechen und den Spießrutenlauf auf sich zu nehmen, den das mit sich bringen kann, eine böswillige Verleumderin ist, als dass sie sich einen tatsächlich übergriffigen Täter vorstellen können.

Üblicherweise sind in den meisten Fällen keine Zeugen vor Ort. Viele wagen nicht, darüber zu reden. Jedes Mal, wenn das doch geschah, regten sich augenblicklich jene Zweifler, die in sozialen Netzwerken den Opfern von häuslicher oder institutioneller Gewalt Geldgier als Motiv unterschoben, als ob die lächerli-

chen Beträge Schmerz, Wut und Angst auch nur irgendwie aufwiegen würden! Aber nein. Bloß nicht hinsehen.

Eine gerade veröffentlichte Studie zeigt auf, dass in der EU jede dritte Frau Gewalt ausgesetzt war. Wird schon nicht so sein, winkt man ab. Opfer-Täter-Umkehr ist beliebt. Leichter zu ertragen als Einsicht ins Verbrechen. Manche deuteten gar eine Mitverantwortung Kampuschs an. Jener Kampusch, die von Priklopil der Kindheit, der frischen Luft, des Zusammenseins mit Freunden und Verwandten beraubt worden war. Die ihres Lebens enteignet wurde. Die trotz Priklopils Versuchen, sie zu brechen, um aus den Bruchstückchen ein neues Spielzeug

für sich zu basteln, als wäre sie ein Legopuzzle, überdauert hat.

Aber sie war ja Ski fahren mit ihm, sagten manche. Dann war's ja nicht so arg! Dieses Umdrehen der Verantwortlichkeit ist eine weitere Enteignung. Das Nein des Opfers hat keinen Wert und keine Gültigkeit. Das Nein aber markiert die Grenze zum Gegenüber und jene der Souveränität. Sie, die Enteignete, hat kein Recht auf Unversehrtheit und kein Recht auf ihren Körper.

Das ist durchaus paradox, denn trotzdem ist sie gleichzeitig immer für Körper und Grenz-wahrung verantwortlich, wenn es vor Gericht womöglich heißt, man habe sich nicht ausreichend gewehrt. Noch schlimmer, wenn ein Opfer sich nach zehn oder

mehr Jahren an die Öffentlichkeit wagt: Obwohl hinlänglich bekannt ist, wie lange die Überwindung der Schweigephase dauern kann, wird genau dieses lange Schweigen gerne als Unglaubwürdigkeit des Opfers ausgelegt.

Man stelle sich vor, derselbe Salzburger, der mit nicht einmal sechs Monaten Fußfessel für die mehrfache Vergewaltigung einer Minderjährigen davonkam, wäre in eine wertvolle Villa eingebrochen! Hätte jedes Schloss geknackt und sich anschließend gegen den Willen der Eigentümer über längere Zeit darin eingeknistet, die Vorräte leergefressen und womöglich auch noch die Inneneinrichtung beschädigt! Sehr unwahrscheinlich, dass die Justiz ihn so samtpfötig angefasst hätte.



## „Man darf sich vom Internet nicht versklaven lassen“

Gerade Frauen helfe das Internet im Job, ist **Steffi Czerny**, Chefin der Münchner Digital-Life-Design-Konferenz, überzeugt. Doch sie warnt vor ständiger Erreichbarkeit und fordert im Gespräch mit **Birgit Baumann** mehr Medienkompetenz in Schulen.

STANDARD: Seit 2005 bittet Burda Media jährlich namhafte digitale Vordenker zur Digital-Life-Design-Konferenz (DLD). 2010 haben Sie auch noch DLD Woman gegründet. Warum brauchen Frauen eine eigene Internetkonferenz?

**Czerny:** Ich habe mit der Zeit gemerkt, dass Frauen und Männer sich bei ihren Schwerpunkten im Internet unterscheiden. Frauen interessieren einfach andere Themen als viele Männer.

STANDARD: Wo sehen Sie die Unterschiede?

**Czerny:** Etwa bei der personalisierten Medizin. Herzinfarkte verlaufen bei Frauen anders als bei Männern, die beiden Geschlechter vertragen auch Aspirin nicht gleich gut.

Da kann das Internet Hilfe bieten. Oder denken Sie an neue Technologien in der Fertilitätsforschung. Während wir miteinander sprechen, habe ich auch einen Schrittmacher um. Der zählt den ganzen Tag, ob ich mich genug bewege. So etwas interessiert Frauen. Aber die Werbung zielt meist auf Fitness für Männer ab. Also müssen wir Frauen uns extra austauschen.



### INHALT

**Frauen an der Unternehmensspitze:** Technik und Naturwissenschaften als Karriere-Boost? Seite K 2

**Serie:** Menschen von überall, Cortis Nährwert, Sudoku Seite K 10

**Bildung & Karriere** Seiten K 15, K 16

**Jobsplitter** finden Sie auf Seite K 13

Wir sind ja auch eine gute Zielgruppe für die Werbung.

STANDARD: Und im Beruflichen? Sehen Sie diesbezüglich Unterschiede bei der Internetnutzung von Männern und Frauen?

**Czerny:** Es ist eine Generationenfrage. Meine Generation ist noch nicht selbstverständlich im Internet. Das hat sicher damit zu tun, dass Technik früher als reine Männerdomäne galt. Jüngere Frauen nutzen Smartphone und Laptop genauso wie Männer. Dennoch sehen viele Frauen noch nicht, welche Möglichkeiten ihnen die Digitalisierung bietet.

STANDARD: Nämlich?

**Czerny:** Wir Frauen können noch so emanzipiert sein – es wird immer ein Riesenspagat sein zwischen Beruf und Familie. Das Internet hilft, in der realen Welt besser zurechtzukommen, es ist eine verlängerte Form des Büros. Frauen müssen sich nur trauen, das Internet für ihre Belange einzusetzen. Ich hatte 1995 schon ein Handy und habe auch danach alle Neuerungen mitgemacht: Skype, Facebook, Social Media. Es hat mir mehr Freiheiten gebracht, ich konnte berufstätig sein und mit meinen Kindern in Kontakt bleiben. Oft arbeite ich auch von zu Hause und bin mit meinem Team vernetzt.

STANDARD: Ob ständige Erreichbarkeit ein gutes Mittel zur Karriereförderung ist, darf bezweifelt werden.

**Czerny:** Das ist eine nahezu philosophische Frage. Ich persönlich arbeite wahnsinnig gerne, aber gerade Frauen müssen auch wissen,



▲ Kleinere Augen, vollere Lippen: Für „Improving Art History“ nutzte Medienkünstler Julian Palacz das Retuscheprogramm „Portrait Professional 9“, dem das menschliche Schönheitsideal „beigebracht“ wurde – hier am Beispiel von Francesco Clementes „New York Muses“. Foto: Julian Palacz

wann sie den Off-Button drücken. Man darf sich vom Internet nicht versklaven lassen. Daher plädiere ich auch dafür, schon in der Schule Medienkompetenz zu lehren, und zwar nicht erst, wenn die Kinder 16, 17 Jahre alt sind und ohnehin bereits alles besser wissen als die Lehrer.

STANDARD: Wann würden Sie damit beginnen?

**Czerny:** Mit sechs, sieben Jahren. Kinder müssen lernen, mit dieser allzeit verfügbaren Informationsflut aus dem Internet umzugehen. Es wäre auch gut, wenn sie sehr bald Grundzüge des Programmierens lernen. Das muss so selbst-

verständlich werden wie Lesen und Schreiben. Wenn wir das nicht tun, dann gibt es weiterhin nur wenige Wissende, die uns alles weismachen können. Es würde auch Mädchen besser auf technische Berufe vorbereiten. Dieser Meinung sind übrigens auch Frauen wie Yahoo-Chefin Marissa Mayer oder Facebook-Geschäftsführerin Sheryl Sandberg.

STANDARD: Sie sind mit vielen der Internet-Stars persönlich gut bekannt. Was treibt diese Leute an?

**Czerny:** Sie alle haben die Vision, dass wir eines Tages total vernetzt sind und unser Leben dadurch viel leichter wird. Mir gefällt, dass

sie viel weniger pessimistisch in die Zukunft schauen als wir in Europa, wo wir eher Angst vor dem Scheitern haben. Amazon-Gründer Jeff Bezos will den Mars erforschen. So etwas Visionäres habe ich aus der deutschen Wirtschaft noch nie gehört.



**STEFFI CZERNY** (59) ist Geschäftsführerin der 2005 gegründeten Burda-Konferenz Digital Life Design (DLD) und der 2010 gestarteten DLD Woman. Foto: APA/Hoppe

iventa

Unser Kunde ist eine sehr erfolgreiche, internationale Geschäftsbank mit zentral- und osteuropäischer Präsenz und weiteren internationalen Schlüsselmärkten. Mit den Kerngeschäftsfeldern Investment Banking, Corporate Banking und dem Retailgeschäft gehört sie zu den besten ihrer Branche. Für den Wiener Standort suchen wir einen versierten

## Director Trade and Export Finance (m/w)

In dieser strategisch sehr bedeutenden Position sind Sie für den Aufbau aller Handels- und Exportfinanzierungen des Wiener Standortes einschließlich dezentraler Tochtergesellschaften verantwortlich. Es handelt sich um eine Managementaufgabe, in der Sie direkt an den Vorstand berichten. Sie sind einerseits Produktexperte/-in und verstehen es andererseits die Aktivitäten der Bank für diesen Bereich im Sinne eines Business Developments initiativ voranzutreiben und nachhaltig auszubauen. Dies beinhaltet vor allem das Begleiten von Transaktionen von der Anbahnungsphase über die Strukturierung der Finanzierung bis hin zur Umsetzung, einschließlich aller formalen Anforderungen. Sie überzeugen Ihre Kunden durch professionelle Lösungen und stellen effiziente Refinanzierungsformen für die Bank sicher. Gleichzeitig sind Sie der „Process-Owner“ für die internen Abläufe sowie Strukturen und verantworten das Reporting. Darüber hinaus arbeiten Sie eng mit den internationalen Einheiten der Gruppe zusammen und koordinieren grenzüberschreitende Transaktionen.

Sie bringen einen nachweislichen „Track Record“ in der Steuerung des Geschäftsbereiches Handels- und Exportfinanzierungen mit und überzeugen durch einen professionellen Auftritt und Verhandlungsgeschick. Ein Schwerpunkt Ihres Expertenwissens liegt in der Durchführung von Finanzierungen in Form von Exporthaftungen und Wechselbürgschaften seitens der Österreichischen Kontrollbank (ECA). Außerdem sind Sie motiviert, Aufbauarbeit zu leisten und sind mit den geschäftsspezifischen Gepflogenheiten und den regulatorischen Anforderungen des Marktes bestens vertraut. Bei der Erreichung Ihrer Ziele können Sie von Ihrem langjährigen, aktiven Netzwerk an Firmenkunden und Stellen der Exportwirtschaft profitieren.

Wir wenden uns an durchsetzungsstarke, kommunikative Persönlichkeiten mit einem akademischen Abschluss und langjähriger Fach- und Führungserfahrung im Bereich Handels- und Exportfinanzierung. Sie agieren vorausschauend und setzen Ihre Pläne lösungsorientiert um. Außerdem sind Sie in der englischen Sprache ebenso versiert wie in der deutschen. Wenn Sie gerne mitgestalten und Freude an der Arbeit mit internationalen Teams haben, sind Sie der/die ideale Kandidat/in.

Unser Kunde bietet Ihnen ein attraktives Gehaltspaket mit einem Jahresbruttogehalt ab EUR 100.000,- abhängig von beruflicher Qualifikation und Erfahrung. Interessiert an einer neuen Managementaufgabe?

Wir freuen uns auf Ihre Online-Bewerbung unter [bewerbungen.iventa.at](http://bewerbungen.iventa.at), mit Angabe der Ref.-Nr. 53445/SP und evtl. Sperrvermerke. Iventa Wien, Karin J. Wrona, MBA, Tel.: +43 (1) 523 49 44-21

[bewerbungen.iventa.at](http://bewerbungen.iventa.at)

Iventa. The Human Management Group.

## Kultur der Entschleunigung statt ständiger Verfügbarkeit

## O Tempora, o Zores!

Ein leidenschaftliches Plädoyer für den Charme analoger Erlebniswelten, wider trashige Digitalisierung. Oder, anders gesagt: ein Pamphlet zur Einmahnung von Qualität, vor allem aber zu mehr Bewusstsein und partieller Verweigerung. Von **Gregor Auenhammer**.

Vorab Wesentliches: Man muss sich definitiv nicht als realitätsverweigernde Modernisierungsverlierer apostrophieren lassen, wenn man so manche Metamorphose technischer Errungenschaften des jungen 21. Jahrhunderts verweigert respektive negiert. Im Gegenteil. Trotzdem der User phonetisch nur einen Steinwurf vom Loser entfernt ist. Gerade aber als im cyberspace-interplanetarischen Berufsleben verorteter tagtäglicher User von PC, Laptop, Internet, Smartphone, Tablet & Co ist es angebracht, diese Dinge dieses unseres Lebens zu hinterfragen, bewusst einzusetzen, ganz bewusst zu verweigern oder maßvoll zu verwenden. Bestimmen sie doch ein Gros des Alltags. Nicht selten sitzt beispielsweise eine „klassische“ vierköpfige Familie abends im Wohnzimmer um ein Flatscreen-Plasma-TV-Gerät geschart, und jeder Einzelne blickt stumm in irgendein „Kastl“. Die Eltern rufen bis zum Schlafengehen via iPhone berufliche Mails ab, beantworten sie, die Kids chatten im Netz und machen sich über Facebook oder mit gefühlten 37 SMS einen Meetingpoint mit den „best friends“ aus. „Wann?“ „Weiß noch nicht ...“

Reduzieren wir die Fragestellung aber einfach einmal auf das unmoderne, in Ungnade gefallene Wort Qualität. Gibt es einen Ver-

**WAS WOLLEN WIR?**

lust an Sprachgefühl, an Sprachkenntnis, an emotionaler Intelligenz, an sozialer Kompetenz? Oder handelt es sich nicht um einen Verlust, sondern nur um eine ganz normale legitime, der Zeit geschuldete Veränderung? „O tempora, o mores!“ „Welche Zeiten, welche Sitten!“, räsonierte Cicero im antiken Rom. „O tempora, o Zores!“, könnte man den kulturellen Status quo subsumieren. Dabei existiert so viel Interessantes und Schönes auf der Welt, vor allem auch abseits elektronischer Infotainmentkanäle.

#### Qualität statt Kapitulation ...

Selbstverständlich und zweifellos gibt es durch das Internet jede Menge Vorteile, hat das weltweite Netz seine Meriten. Naturgemäß ist es heute so leicht wie nie zuvor, an Informationen zu kommen: über alles und jedes – und jeden.

Das erleichtert oft Recherchen – gleichgültig ob für private oder berufliche Zwecke. Aber gerade in diesem segensreichen Umstand liegt auch gleichzeitig dessen Fluch. Denn die Fülle an Informationen unterliegt – abgesehen von Nachrichten-Channels, Qualitätszeitungen, honorigen Institutionen – keinerlei Qualitätskontrolle. Jede Kaulquappe kann ungefragt und ungebeten, vor allem aber auch ungefiltert auf Wikipedia, Homepages und Blogs verbalen, akustischen und visuellen Sondermüll absondern, über den Äther der Mobiltelefonie „News“ in die Welt zwitschern, „Follower“ sammeln oder in schwachsinnigen Games virtuelle Bitcoins lukrieren, ohne dass diese Information oder Meinung hinterfragt und geprüft ist. Natürlich haben die Geräte eine gewisse berechtigte Faszination. Natürlich gibt es vor allem für Jugendliche enormen Druck durch das Kollektiv, dabei zu sein, mitzureden.

Ähnliches gilt auch für Berufstätige. Die Selbstverständlichkeit vonseiten vieler Arbeitgeber, dass mit Smartphones Mitarbeiter rund um die Uhr erreichbar sein sollen/müssen, und der allgemeine Leistungsdruck verleiten zu ständiger Verfügbarkeit. Mails am Abend, am Wochenende und im Urlaub zu lesen, zu bearbeiten und zu beantworten ist selbstverständlich. Burnout und Überlastung sind allzu oft die meist negierte Folge. Time-Management allein nutzt nichts. Nur Bewusstsein. Und bewusstes Verweigern. Disziplin einem selbst gegenüber.

Unkommunikativ wird man im Privaten. Ruhe mutiert zum Fremdwort. „Time out“ sollte man sich selbst auferlegen, will man nicht zum Erliegen kommen. Allen Usancen zuwider. Wenige Menschen sind so wichtig, dass sie rund um die Uhr das rote Telefon der Atomwaffenarsenale für den Ernstfall beobachten müssen.

Die Norm lässt sich morgens im Office erledigen. Time-Sharing, um gesunder Work-Life-Balance nicht zu spotten. Ansonsten läuft unsere Gesellschaft Gefahr, in das Zeitalter der frühen Industrialisierung zurückzufallen. Also: keine Mails am Abend oder Wochenende. Wenn es die Dringlichkeit erfordert, läutet sicher das Telefon. Lobenswert in dem Zusammenhang Konzerne wie BMW und

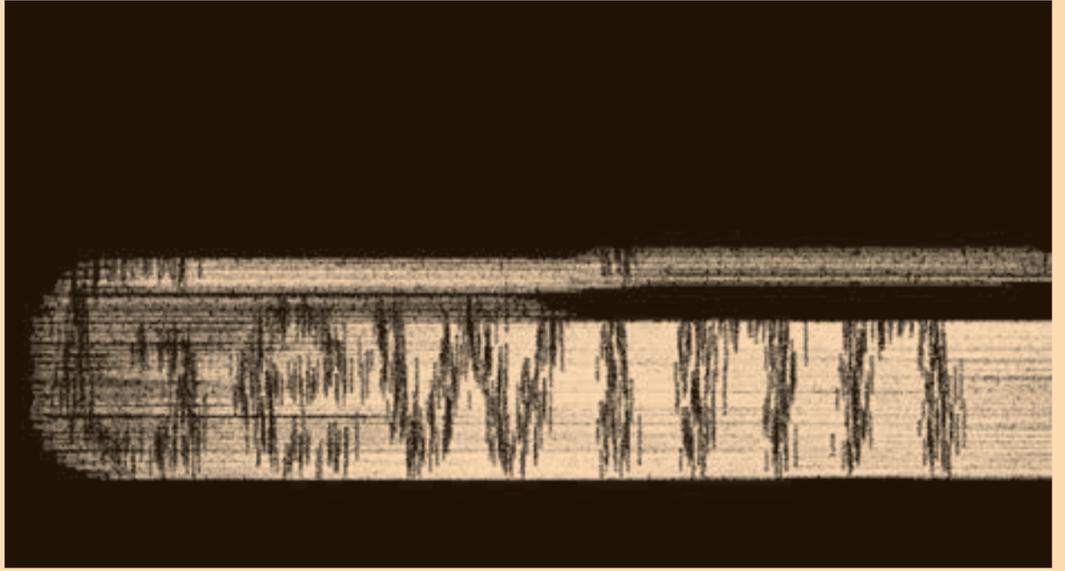
VW, die – die in Studien erfassten Gefahren erkennend – in einer Art dekretierter Dispens Mails nur während der Arbeitskernzonen auf Mobilgeräte weiterleiten.

Was haben die mobilen Geräte aus uns, unserer Sprache, unserer Kommunikation gemacht? Wie steht es mit dem Lesen und Schreiben? Wie wunderbar ist die Gutenberg-Galaxis im Gegensatz zum Internet-Marketplace. Was gibt es Schöneres, Anmutigeres als die Haptik eines schönen, in Leinen oder Leder gebundenen Buches mit Lesebändchen und schönem, gefälligem Layout, bestechender Typografie – gleichgültig ob auf dünnstem Halfa-Gras, handgeschöpften Papieren, Pergament oder Papyri gedruckt. Ganz zu Schweigen von Spinnenpapieren in Fotoalben, die hochglänzende Abzüge analoger Fotos separieren.

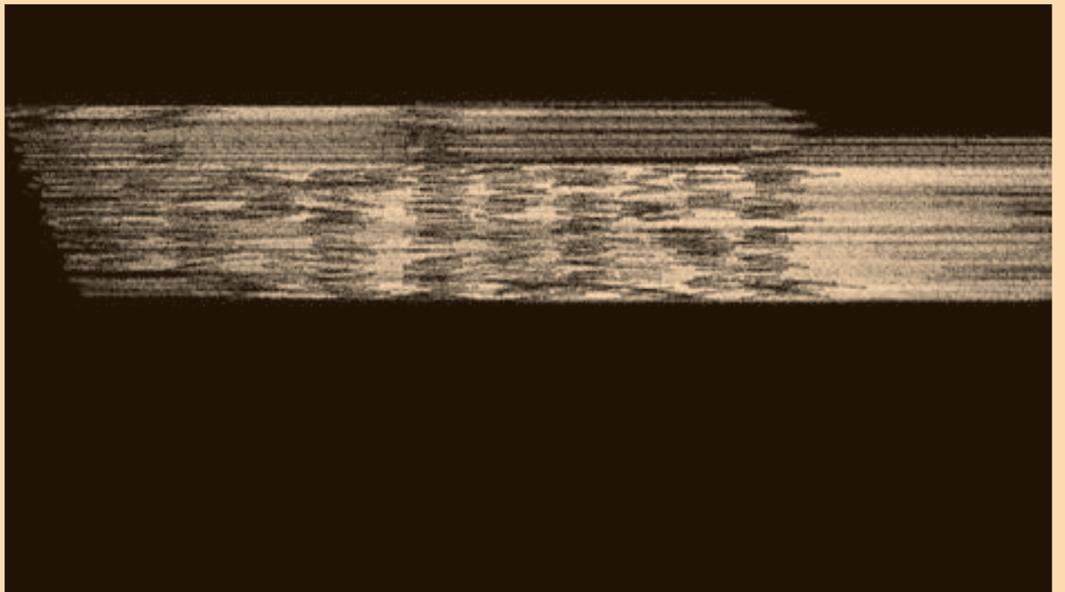
#### Lob der Gutenberg-Galaxis ...

Überhaupt: Wie elegant und charmant sind analoge Fotos im Gegensatz zur sinnlosen Bilderflut der digitalen Welt. Oft fühlt man sich so, als befände man sich in einem gallischen Dorf, wenn man, wie der Autor dieser Zeilen, noch mit einer Analogkamera fotografiert, die Filme zum Entwickeln bringt, nach Kontrolle der Kontaktabzüge und Negative Vergrößerungen ausarbeiten lässt. Idealerweise schwarz-weiß. Die besten werden in Alben geklebt und stehen auch der Nachwelt zur Verfügung. Trotz innovativer Entwicklungen haben Digitalfotos bei weitem nicht denselben Charme, die Körnigkeit und Lebendigkeit.

Nicht zu vernachlässigen die Authentizität analoger Fotos, denkt man im Gegensatz dazu an die unheiligen Allianzen von Photoshop, Werbung, PR und Manipulation. Einspruch, Euer Ehren – auch früher konnte man retuschieren! Richtig, aber das war



▲ In Julian Palacz' Werkserie „Suchergebnisse“ bilden Beschreibungen der gesuchten Wörter und URLs (lange Pinselstriche) den Hintergrund, Domainnamen (kurze Pinselstriche) zeichnen in komplementärer Farbe die Details des Bildes – den Suchbegriff. Foto: Julian Palacz



nur wenigen Spezialisten vorenthalten. – Einspruch stattgegeben!

Heute meint ja ohnehin jeder zweite Hobbyknipser, der seine Handykamera luftig in die Botanik reckt, Künstler zu sein, und penetriert die Umwelt mit artifiziell am Computer modifizierten Bildern wie weiland an unsäglichen Diabenden. Unterlegt werden die Fotosessions dann stets mit Musik

Wobei unter Musik heute digitale Samples zu verstehen sind. Also diese rudimentäre, als Musik firmierende Version im MP3-Format, die auf gut ein Drittel aller realiter aufgenommenen Töne verzichtet. Da war selbst der selbige Cassetten-Walkman ein Traum. Machen Sie sich einmal die Mühe und hören ein und dasselbe Musikstück von unterschiedlichen Quellen – zuerst auf Vinyl, dann auf CD und dann von einem MP3-Player. Die Ohren werden Ihnen übergehen. Sie werden Wunder erleben, nie wieder etwas aus der Quelle des iPod abspielen wollen – nicht mal in der U-Bahn. Na gut, dort schon. Geschenk! Was aber ist das alles gegen den Charme kratzender Abspielgeräte, die Feinmotorik von Grammophonen und Plattenspielern, den Moment, wenn die Nadel sich auf die schöne, schwarz sich drehende Platte niedersenkt, die Fragilität fein gerillten Vinyls. Nicht ohne Grund nimmt die Produktion von auf buntem Vinyl gepressten Collector's Editions zu. Wie schön war es, als Schallplattensammlungen mit kunstvoll de-

signierten Covern Wohnzimmer anfüllten. Als Klasse statt Masse zählte. En contraire zum Wettstreit, wie viele Gigabytes, Soundclips, Downloads auf das digitale Abspielgerät Ihres Vertrauens passen. Als Kapitulation des Gehirns, des Gehörs kann man verstehen, dass man akzeptiert, was dem auf Mainstream getrimmten Ohr als aufgetunt Qualitätsprodukt angedreht wird. Unabhängig vom Genre, das die verzweifelt dilettierende Musikindustrie künstlich als Hype dem p. t. Publikum ins Haus liefert.

#### Ortsbild vs. Marketplace ...

Apropos liefern: Natürlich ist es ein Segen, übers Netz diverse Dinge – Bücher, CDs, Kleidung und was weiß der Himmel noch – zu bestellen und mit der Post direkt nach Hause geliefert zu bekommen. Blöd nur, wenn die Post immer mehr Ämter schließt und man die Pakete dann erst quer durch den Bezirk schleppen muss. Noch blöder, wenn man dann draufkommt, dass es unter den Anbietern Ausbeuter gibt, die jeglichen Kollektivvertrag unterwandern und moderne Sklaverei einführen. Noch viel blöder, dass vor allem der lokale Handel ausrüstet. Dieser sollte vielleicht ein wenig an Service und Freundlichkeit arbeiten. Wundern darf sich aber keiner, dass durch das Aussterben von Boutiquen, Kinos, Buchhandlungen und Reisebüros komplette Grätzln zur Geisterstadt mutieren.

Es kann auch nicht sein, dass man sich unentwegt über nervende Werbespots im Fernsehen alteriert und im Endeffekt dasselbe Verhalten imitiert, indem man im Internet Filme in Häppchen zu drei bis fünf Minuten konsumiert. Inklusive aufpopperender Werbebanner.

Es ist auch gar nicht notwendig, mit dem Finger Richtung Japan zu zeigen, um auf die Existenz von Menschen, die den ganzen Tag hinter ihrem Bildschirm sitzend im Internet surfen, anstatt ein reales Leben zu führen, hinzuweisen. Sozial-Autisten gibt auch hierzulande. Und über die Freaks, die sich anonym als Poster ihren Frust untergriffig und diffamierend von der Seele schreiben, breiten wir lieber hinter ihrem Bildschirm sitzend im Internet surfen, anstatt ein reales Leben zu führen, hinzuweisen. Sozial-Autisten gibt auch hierzulande. Und über die Freaks, die sich anonym als Poster ihren Frust untergriffig und diffamierend von der Seele schreiben, breiten wir lieber hinter ihrem Bildschirm sitzend im Internet surfen, anstatt ein reales Leben zu führen, hinzuweisen.

#### Privatsphäre und Diskretion?

Qualität hat ihren Preis, das ist etwas, was der Generation Scheißdirnix 2.0 offenbar nicht bewusst ist. Die wollen alles. Gratis – sofort und unmittelbar. Bezahlt werden wollen sie aber schon. Und „gut leben“. Kleinlich, das einzumahnen? Vielleicht kann man das Ganze anachronistisch ins Positive wenden, indem man einfach Nein sagen lernt. Bis hierher und nicht weiter. Oder aber man ergibt sich dem Fatalismus, den aktuellen Ratschlag befolgend: „Hey Mann, chillax doch einfach mal!“

Langfassung: [derStandard.at/www25](http://derStandard.at/www25)